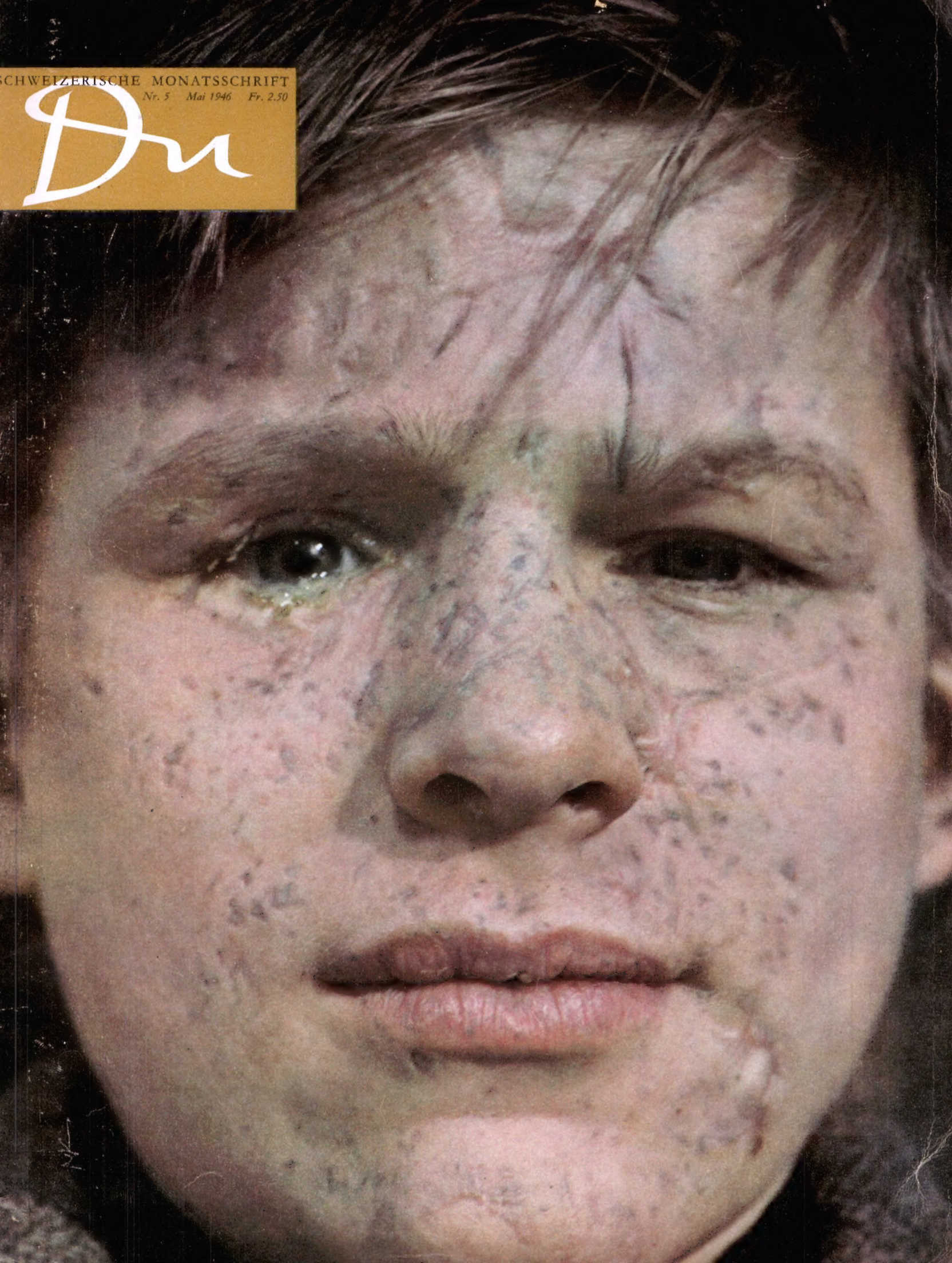
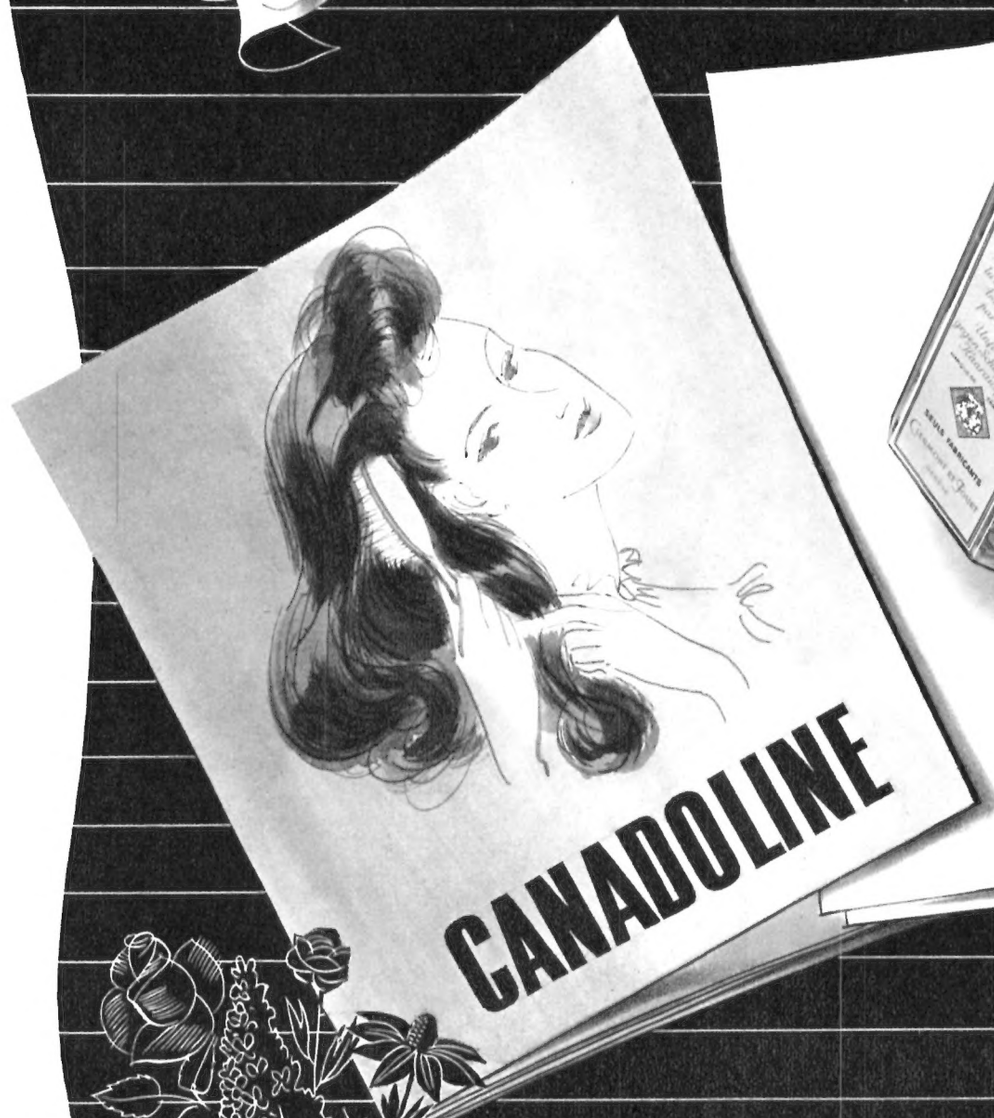
SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT
Nr. 5 Mai 1946 Fr. 2.50

Du

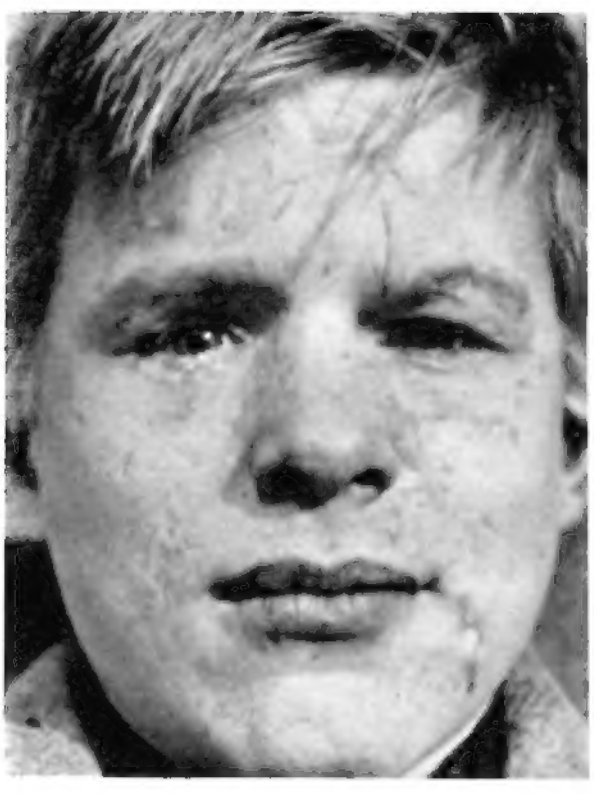


F-Schönheits-Pflege



Tausende verdanken ihr volles, duftiges Haar der Verwendung von Canadoline. Canadoline, fetthaltig oder fettfrei, auf Petrolbasis hergestellt, fördert den Haarwuchs und ist ein bewährtes Mittel gegen Schuppen und Haarausfall.

Clermont et Fouet



Holländischer Junge aus Roermond

Du

Schweizerische Monatsschrift Mai 1946 Nr. 5 6. Jahrgang

Aus der Präambel zur Charta der Vereinigten Nationen vom 26. Juni 1945 4

Vorwort *von Arnold Kübler* 7

FRANKREICH: Geistige Bilanz 1946, *von Emmanuel Mounier, Paris* 8

Le Vercors 21

ENGLAND: Englands aufbauende Kräfte, *von Fritz R. Allemann, London* 29

HOLLAND: Walcheren, *von W. Metzelaar* 35

Die Odyssee der holländischen Kunstschätze, *von H. P. Baard* 39

SCHWEIZ: Die Schweizer Spende — und weiter . . .? *von R. Olgiati* 43

DEUTSCHLAND: Stimmen aus Deutschland. *Beiträge von Dolf Sternberger und Prof. Karl Jaspers, Heidelberg* 49

Nächtlicher Gang. *Gedicht von Werner Bergengruen* 50

SCHWEIZ: La Suisse devant le monde contemporain, *von Pierre Béguin* 51

Die Zukunft der Kinder Europas, *von Dr. Elisabeth Rotten* 53

Nacht und Partisanen, *von Elio Vittorini* 58

Finnische Witwen, finnische Waisen, finnische Tapferkeit 62

Eine Stunde. *Ein Frauenbrief aus dem Rußland des ersten Weltkrieges, von P. Romanoff* 66

Photos aus einigen Ländern des heutigen Europas von Werner Bischof

Aus dem JUNI *– Heft:*

Walter Robert Corti: Warum ist der Himmel so blau?
Prof. Dr. Ad. Portmann: Marine Tierwelt
Prof. Dr. Max Zollinger: Wort und Farbe
Prof. Donald Brinkmann: Farbpsychologische Probleme u. a.

•

Farbige Wiedergaben: Der blaue Mantel der Jungfrau Maria.
Porträt Mlle Henriot, von Auguste Renoir
Unterwassergarten, Gemälde von Paul Klee

•

Hans Fischer-fis: Das blaue Wunder
Honoré Daumier: Les bas bleus

Hier schreibt der Leser

. . ., 3. März 1946

An die Redaktion des «Du»! Wenn Sie nach so atemberaubenden Nummern wie derjenigen vom Januar und so aktuellen wie der vom Februar wieder einmal Beschauliches einzuschalten gedächten, so könnte man vielleicht einmal ein Heft über Kraut und Gras zusammenzustellen versuchen.

Das «Kraut» nahm doch schon in ältester Zeit im Blickfeld des Menschen einen großen Platz ein. Am zweiten Tag schon ließ die Erde «aufgehen Gras und Kraut, das sich besamte, ein jegliches nach seiner Art» (Genesis 1, 12), und ich könnte mir vorstellen, daß es eine der frühesten, staunenswertesten Erkenntnisse war, daß sich eben jedes nach seiner Art besamte und wieder ein Gleiches ergab. Und seit je ließ es sich auch aus der nächsten Umgebung des Menschen nicht wegdenken; dem Odysseus entgingen die Krautbeete bei Alkinoos' Palast im Phäakenlande ebensowenig, wie Gottfried Keller bei der Beschreibung des Haushaltes von Pankraz des Schmollers Mutter das Rosmaringärtchen vergißt; und Ruth Schaumann schreibt gar einen eigenen «Petersiliengarten».

Es wüßte wohl ferner jemand etwas über die gastronomische Kultur der alten Benediktinermönche, die für unser Europa bahnbrechend war (nicht nur die gastronomische natürlich!). Von alten Kräuterbüchern aus ergäben sich Ausblicke zur Medizin und — man denke an das Lavendelwasser — zur Kosmetik, und wenn man auf Zeitgemäßes Wert legt, auf Gift und Mordtechniken.

In diesem Zusammenhang könnte es interessant sein, von der Kulturgeschichte der ältesten Kulturpflanzen und Gewürze zu hören. Wann und wo wurde erstmals ein Gras «Getreide» genannt und vom Menschen selber gegessen anstatt dem Vieh verfüttert? Auch hier könnte unter Umständen einer gefunden werden, der davon erzählen kann, ohne ins Schulmeisterlich-Lehrhafte zu verfallen. Auch wann und was für Blumen man zuerst gepflanzt hat, und ob etwa da auch ein kultischer Ursprung dahintersteckt, nähme mich wunder. Vielleicht allerdings nicht alle Leute. Schließlich möchte ich Ihnen noch erzählen, was mich an der eigentlicheren Botanik interessieren würde. Vor allem haben mich gefesselt die immanenten Zahlenverhältnisse im Bau der Pflanze. Warum ist das Verhältnis zwischen der Anzahl der Schuppen in der kleinen zu deren Zahl in der großen Spirale eines läppischen Tannzapfens konstant und dasjenige des Goldenen Schnittes, das die Erbauer des Parthenons in ihren Bauten anwandten? Ich habe es selbst einmal nachgezählt, ein ganzes Manöver lang, in jeder Gefechtspause in den schönen Bündner Wäldern. Nicht nur in der einzelnen Pflanze gelten solche Gesetze. In Prof. Alfred Ernsts Botanikkolleg hörten wir, daß es sich bei statistischer Auszählung von Margriten- oder Primelnpopulationen zeigt, daß die häufigsten Zahlen von Strahlenblüten pro Körbchen bzw. der Blüten pro Blütenstand 5, 8, 13, 21 sind, also wiederum die Zahlen der Fibonaccireihe, die den Goldenen Schnitt ergibt.

Wenn irgendwo, so scheint mir, manifestiert es sich hier, ja läßt es sich sogar zählen und messen, daß die Welt der Lebewesen nicht ein Haufe von durch glückliche Zufälle und einige Gesetze der kleinsten Wirkung usw. zusammengeratenen Atomen darstellt, und daß das Schöne und Geistige nicht einfach ein Ueberbein einer dekadenten und bereits um die Vitalität gekommenen Sozietät sei, wie es nicht unberühmte Männer gerne wahrhaben wollen, explizit oder implizit, auch heute noch, auch Antinazis.

Damit bin ich nochmals beim Schönen angelangt. Den schönsten Schmuck für das Heft ergäben wohl die vielen Rasenstücke usw. von Dürer. Von den Kleinmeistern des 17. und 18. Jahrhunderts kenne ich selbst nur Insektenzeichner, wie Hübner oder Sibylle Merian; aber ich nehme an, daß auch Pflanzen gemalt wurden. Sicherlich kennen Sie Waggerls Kleines Wiesenbuch. Das wird zwar geschützt und auch hinreichend bekannt sein.

Ich will mich im übrigen nicht weiter zieren und mich über Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit einlassen, das liegt an Ihnen und ist mir auch beinahe egal. Schließlich bin ich Chemiker, und das hier Vorhandene ist schon mehr, als ein emsiger Chemiker, der auf Doktorat und Nobelpreis bedacht ist, denken sollte.

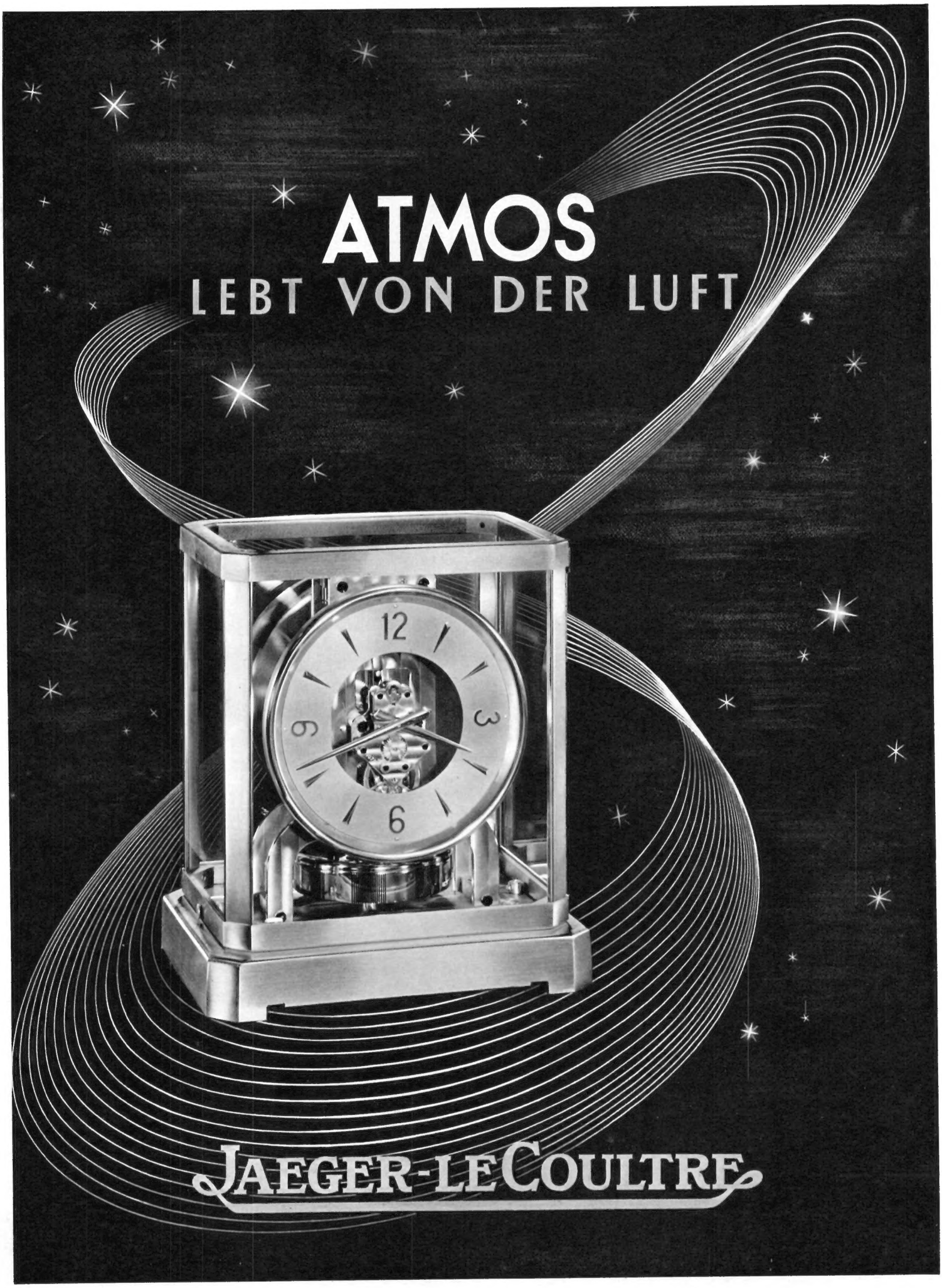
Mit vorzüglicher Hochachtung *R. S., stud. phil. II.*

PS.: Mit äußerster Bestürzung bemerke ich, daß ich das heute wichtigste Kraut völlig vergessen habe: das mit Gold aufgewogene, das köstliche, das ich jetzt dann, nach geschlossenem Kuvert, in meine Pfeife zu stopfen gedenke.

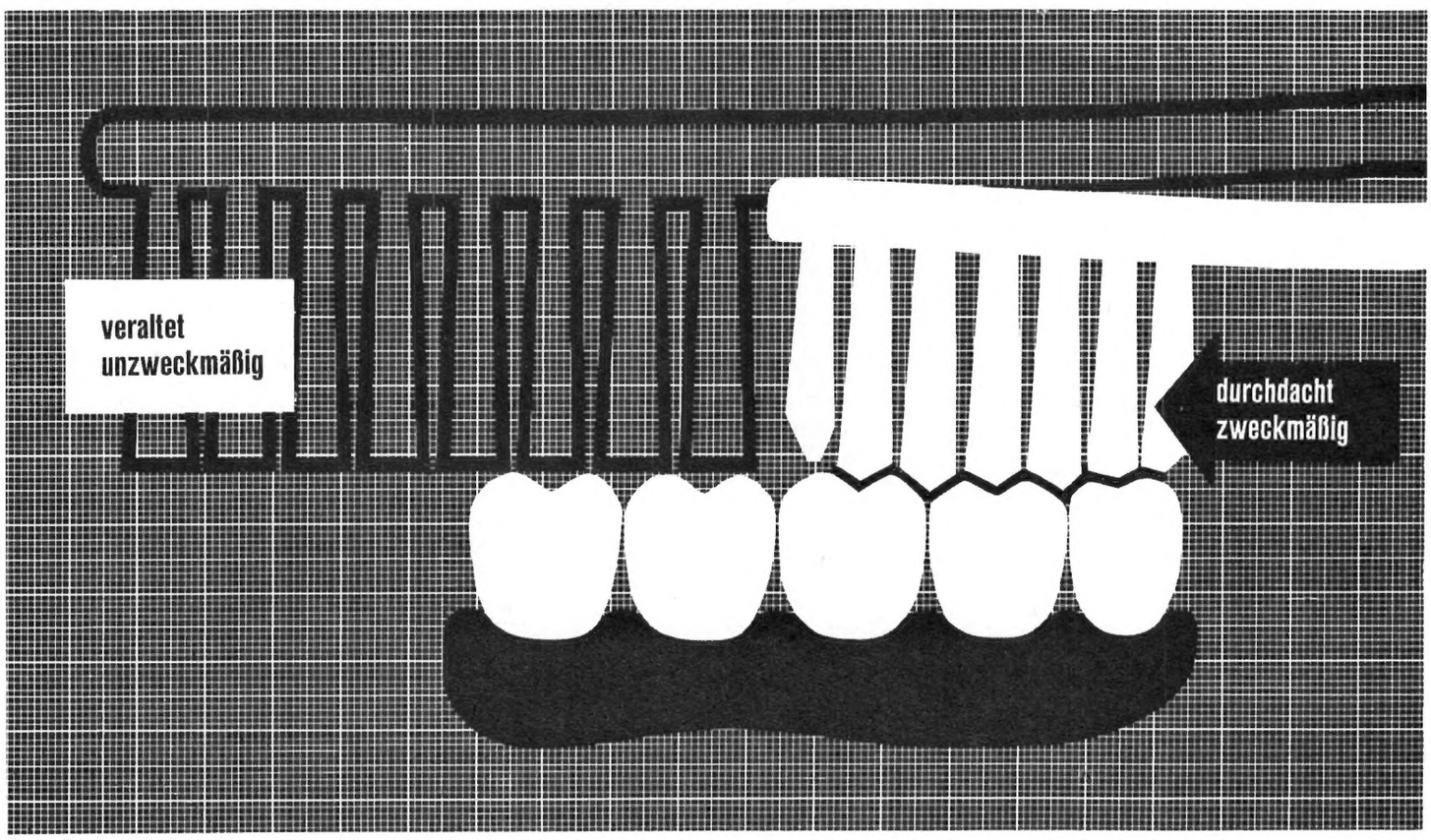
Du

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet.
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, Ausland Fr. 32.—, Einzelheft Fr. 2.50.
Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790


ATMOS
LEBT VON DER LUFT
12
3
6
9
JAEGER-LECOULTRE

Tek ist nach wissenschaftlichen Erkenntnissen geformt



Jahrzehntelang machte man Zahnbürsten, ohne sich viel dabei zu denken — so, wie man Schuhbürsten oder Kleiderbürsten macht. Die Hauptsache ist — so meinte man —, daß kräftig gerieben wird.

Inzwischen hatten Zahnärzte in der ganzen Welt Pionierarbeit geleistet und viele grundsätzliche Fragen gelöst. Einige Zahnärzte nahmen sich auch der Zahnbürste an. Sie hatten eingesehen, daß die bisherigen Bürsten in keiner Weise mehr genügten.

Sie machten die Bürste kleiner und weniger hoch, damit man auch im Zahnbogen richtig reinigen kann und die Zähne des andern Kiefers nicht anschlägt. All das wurde in Hunderten von Versuchen festgelegt.

Tek, die neuartige Zahnbürste, die nun entstand, kann wirklich die Zähne reinigen. Ihre Borsten sind so geschnitten, daß sie nicht nur in die Interdentalräume greifen, sondern auch in die Vertiefung der Molaren. Und zum Schluß wurde das Wundermaterial Nylon für die Borsten ausgewählt, das so glatt ist, daß sich Unreinheiten niemals darauf festsetzen können. Nyion ist zudem unfaßbar ausdauernd. Fr. 2.50 medium/hard.

Das ist Tek: modern, durchdacht und zweckmäßig. Nehmen Sie jetzt Ihre alte Bürste zur Hand und vergleichen Sie — verzeihen Sie ihr dann und holen Sie auf dem nächsten Heimweg Tek. Ihr Zahnarzt wird Ihnen bestätigen, daß Sie recht taten.

Nur Tek ist

JOHNSON & JOHNSON INTERNATIONAL

La poudre Secret

Les belles d'autrefois, les belles aimées du Chevalier d'Orsay, leur grâce nous séduit de loin comme un mirage. La merveilleuse poudre Secret d'Orsay, avec la légèreté d'un rêve, idéalise les belles d'aujourd'hui à l'égal de ces exquises figures.

LES PARFUMS DU CHEVALIER

D'ORSAY

Succursale pour la Suisse : 10 rue de la Muse - Genève

Wir, die Völker der Vereinigten Nationen, haben in der entschiedenen Absicht, dauer unsagbares Leid über die Menschheit gebracht hat, zu erretten und von neuem den Menschen, die Gleichberechtigung von Männern und Frauen, von großen und kleinen in größerer Freiheit zu fördern, und zu diesen Zwecken Duldsamkeit zu üben und in vereinigen, um diese Ziele zu erreichen.

nachfolgende Generationen vor der Geißel des Krieges, die zweimal während unserer Lebens-
Glauben an die menschlichen Grundrechte, die Würde und den Wert der Person des
Völkern zu bekräftigen, den sozialen Fortschritt und die Verbesserung der Lebenshaltung
Frieden als gute Nachbarn miteinander zu leben, beschlossen, unsere Anstrengungen zu

(Aus der Präambel zur Charta der Vereinigten Nationen vom 26. Juni 1945)

ZU UNSEREM MAIHEFT

Europäische Aufnahmen von Werner Bischof

Nein, es ist kein hübscher Junge, den wir Euch, liebe Freunde, auf dem Titelblatt dieses Maiheftes vor Augen führen! Dürfen wir erklären, warum wir so wenig einladend Euch zu begegnen wagen: Der Inhalt dieses Heftes stellt eine kleine Auswahl aus mehr als zweitausend Aufnahmen dar, welche Werner Bischof während der letzten sechs Monate auf Reisen in einem halben Dutzend der Länder Europas gemacht hat. Die Schweizer Spende hat ihm die heute so schwierigen Reisen ermöglicht.

Im Spätherbst vorigen Jahres fuhr er mit Emil Schulthess zusammen im Auto durch Frankreich, Belgien und Holland. In Roermond sind sie diesem Knaben auf der Straße begegnet: ein künstliches Auge, ein arg verletztes Gesicht, etwas bläulich gefärbt von der Morgenkälte von 12 Grad unter Null. Die Reisenden mußten weiter. Aber den Buben konnten sie nicht wieder vergessen. Auf der Rückreise, einige Wochen später, machten sie einen Umweg, um ihn zu finden, und hörten seine Geschichte: Eine jener kleinen, zu Tausenden beim Rückzug der Deutschen ausgelegten, holzverschalten, nur bleistiftgroßen Minen hat ihn verletzt. Diese Dinger waren in den Wohnungen, in Kästen, Körbchen, Gängen, an Türfallen versteckt und angebracht worden, um eine allgemeine Gefährdung zu schaffen, und der Junge ist von der Explosion getroffen worden, als er nach einem gut überstandenen Fliegerangriff heimkam und die Türe der Wohnung ahnungslos öffnete. Oh, er sei nicht der Einzige, nur einer unter Hunderten, sagte sein Vater, ein Arbeiter, der auch dem Jungen nicht allzuviel Mitgefühl bezeigen kann, da er noch weitere acht Kinder hat, aber keine Mutter mehr für die Schar.

Hunderttausende von Kindern haben in Europa Vater, Mutter und Geschwister verloren. Es gibt solche, denen selbst Name und Herkunft abhanden gekommen sind. Millionen wurden aus ihrer gewohnten Umwelt und von ihren Spielplätzen vertrieben, irren seit Monaten zwischen Landstraße oder Notquartieren. Ungezählte sind ihren Müttern eine Last, ungezählte Verstümmelte bleiben vor den Augen der Welt verborgen. Diese Kinder sind ein Teil des zukünftigen Europas, sie werden, groß geworden, mit ihren Jugenderfahrungen im Herzen rings um unser Land leben, die Welt mitgestalten, in der auch unsere Kinder als Erwachsene stehen werden.

Die verschiedenen Hilfsorganisationen der Schweiz haben schon viel geholfen; aber es gibt kein Genug. Die kurzbefristeten Aufenthalte der erholungsbedürftigen Kleinen in der Schweiz haben in manchen Fällen auch ihre Nachteile. Der unvermittelte Wechsel zwischen den Kargheiten der Heimat und den wohlbestellten Verhältnissen der Schweiz birgt Gefahren. Die ärmsten Betroffenen waren aus vielfachen Gründen von der bisherigen Art der Hilfe ausgeschlossen. Umfang und Art der Not rufen nach neuartigem, auf lange Sicht berechneten Beistand.

Im August 1944 hat Walter Robert Corti in unserm «DU» seinen Plan eines Kinderdorfes zum erstenmal entwickelt, das für die gänzlich Verlassenen des Krieges in der Schweiz zu bauen wäre. Seither ist der Gedanke nicht mehr zur Ruhe gekommen. Er hat in viele Herzen und Köpfe sich sofort tief eingesenkt. Die übliche offizielle helvetische Zurückhaltung vor dem Ungewohnten konnte ihm nichts anhaben. Er setzte sich gewissermaßen von selber durch. Die innere Kraft hat ihm geholfen, und unsere Zeit nahm ihn an. Der Plan erfreut sich heute der Unterstützung auch der großen schweizerischen Hilfswerke: Rotes Kreuz-Kinderhilfe, Schweizer Spende, Stiftung Pro Juventute. Der Kinderdorfplan will die Not-Kinder zu einem langfristigen Aufenthalt zu uns hereinholen: Vollwaisen von 4—12 Jahren, Angehörige aller europäischen Völker, nach Nationen in Hausgemeinschaften beisammen, von geeigneten Erziehern und Helfern ihres eigenen und unseres Landes betreut.

Die Gemeinde Trogen im Appenzellerland wird der Ort des ersten Kinderdorfes sein. Wenn unsere Leser dieses Heft in die Hand bekommen, ist dort oben das Bauen im Gang. Mit dem ersten Spatenstich wird der auch für uns so fruchtbare Kern des Kinderdorfgedankens deutlicher an den Tag kommen: Jeder kann helfen, jeder kann Hand anlegen. Klein und Groß. Da ist keine Ferne, welche die Dinge schwerverständlich macht. Die Kinder jedes Schweizerdorfes können für das Kinderdorf Hand anlegen. Viele warten schon darauf. Vom Nagel in der Dachlatte bis zur Bettstatt, vom ersten Baumaterial bis zur freundlichen Zimmereinrichtung wird die Schweizer Jugend das Nötige sammeln oder mit eigener Hand anfertigen, Studenten wollen den Aushub besorgen, Handwerksschüler ihr Können beweisen.

Mit welcher Freude und mit welchem Anteil werden diese jugendlichen Helfer einmal dieses Dorf besuchen, auch nur die Bilder der Kinder sehen, die in den Betten schlafen, die sie gehobelt haben. Welche Genugtuung wird es den kleinen Kinderdorf-Kindern gewähren, wenn sie denen begegnen können, die ihre Hände für sie gerührt haben.

Nur wenige sind's im Vergleich zu den europäischen Zahlen, welche in dem Dorf Platz finden werden. Aber nur Trägheit des Herzens kann darin einen Einwand sehen. Die Fruchtbarkeit des Gedankens ist von solchem Zählen unabhängig. Schon ist der Kinderdorfplan in mehreren andern Ländern aufgegriffen worden. Das Trogener Dorf soll Muster und Modell für alle andern zu bauenden Kinderdörfer Europas werden. Die Schweizer Spende hat einen namhaften Beitrag für den anfänglichen Betrieb des Dorfes zur Verfügung gestellt. Die Stiftung Pro Juventute hat es übernommen, die Mittel für den Bau zu sammeln. Dürfen wir auch Sie ermuntern, durch Zeichnung des beiliegenden Aufrufes dem schönen Werke zu helfen? Die ersten vater- und mutterlosen Waisen kommen aus Marseille, zurzeit laufen sie noch in Lumpen herum. Seht Euch den Jungen des Titelblattes nochmals ruhig an: Es ist einer, dem es noch gut geht! Helft Europas Kindern! Helft dem Kinderdorf Pestalozzi!

Oskar Kiliers

Kind beim Spiel in Maastricht

FRANKREICH: GEISTIGE BILANZ 1946

VON EMMANUEL MOUNIER, PARIS *Redaktor der Zeitschrift «Esprit»*

Wer sich um das Schicksal des geistigen Lebens in Frankreich kümmert, muß zu allererst einen Blick auf die Bilanz der Lebenskräfte dieses Landes werfen. Sie sieht düster aus.

Im Jahr 1800 stellte Frankreich 18 % der Bevölkerung Europas, heute sind es noch 10 %, und wenn es so weitergeht, wird man im Jahr 1970 bei ungefähr 6 % angelangt sein. Gleichzeitig ist Rußland, das um 1800 mit 19 % ähnlich stand wie wir damals, heute auf rund 35 % gekommen (Grenzen von 1939) und wird 1970 57 % erreicht haben. Fügt man zur Sowjetunion die Gesamtheit der slawischen Länder hinzu (die offenbar bestimmt sind, zusammen mit der USSR. einen politischen, wirtschaftlichen und religiösen Block zu bilden), so werden aus diesen 57 % nahezu 70 %.

Sind wir wieder auf ansteigendem Pfad? Die Ziffern der beiden letzten Jahre scheinen darauf hinzudeuten. Aber das demographische Geschehen ist ein langsames. Wir müssen heute für den Malthusianismus unserer Großväter herhalten. Wollen wir unsern Koeffizienten von 1970 auch nur um 1 % verbessern, so müßte unsere Geburtenziffer von jetzt an um 100 % zunehmen oder wir müßten 10 Millionen Emigranten einbürgern.

Die Zahl ist nicht alles. Der Mensch ist heute nicht bloß soviel wert wie seine biologische Kraft; er gilt soviel wie der technische Apparat, über den er verfügt. In dieser Beziehung ist Frankreich äußerst rückständig. Ein französischer Landarbeiter ernährte um 1934 4,7 Menschen, ein amerikanischer 12,8. Ein amerikanischer Fabrikarbeiter verwaltet eine Energiemenge, die der Leistungskraft von 170 Sklaven entspricht; ein französischer Arbeiter verfügt bloß über 24 Sklaven.

Man denke ferner an die Zerstörungen des Krieges, an den Druck einer veralteten Verwaltungsmaschinerie: wahrlich, die Schwerpunkte der Welt haben sich durch den Aufschwung der beiden Riesenmächte Amerika und Rußland völlig verlagert. Nationen, die mit Frankreich auf einer Stufe stehen, sind keine Großmächte mehr und werden es nie mehr sein. Sie können keinen Anspruch mehr auf jene beinahe uneingeschränkte Unabhängigkeit erheben, die ihnen im vergangenen Jahrhundert noch gewährt war. Für die geistige Weltgeltung Frankreichs ist es unerläßlich, daß das Geburtendefizit verschwinde und daß Industrie und Landwirtschaft von Grund auf modernisiert werden. Ein Land mit kümmerlichem Leben bringt kümmerliche Werke und beschränkte Gedanken hervor. Ehe Geist entstehen kann, braucht es zunächst einmal Leben.

Auf einer andern, etwas höheren Ebene erweist sich die geistige Solidität eines Landes als mitbedingt durch die Solidität seines gesellschaftlichen Gefüges. Zwar ist der Mensch keineswegs restlos daraus zu begreifen. Aber es wirkt doch so tief in unsere Denk- und Handlungsweise hinein, daß seine Auflösung den ganzen geistigen Apparat eines Landes gefährdet. Wo steht in dieser Hinsicht das heutige Frankreich?

Schon sehr lange lebt es unter der Macht einer führenden Schicht, des Bürgertums. Seit dem 12. Jahrhundert hat dieses Bürgertum nach und nach einem Adel die Macht abgewonnen, der um des Hoflebens willen mehr und mehr seine führende Rolle preisgab. 1789 hatte es bloß noch die politische Gewalt zu erringen. Aber seinen Sieg trug es dicht am Rande der Dekadenz davon. Das vom modernen Industrialismus ergriffene französische Bürgertum wußte im Laufe des 19. Jahrhunderts seine Vorhutstellung darin nicht zu halten. Hinter ihm stieg eine neue Klasse, die proletarische, auf. Statt ihr zu begegnen mit jener Großherzigkeit oder jener einladenden Gleichgültigkeit, die der Adel ihm seinerzeit bezeigt hatte, hatte das Bürgertum Angst vor dem Wachstum des Proletariats und stellte sich sehr früh auf Abwehr ein. Eher konservativ als traditionsbewußt, eher bürokratisch und auf gesellschaftliche Geltung erpicht als betriebsam und wagemutig (wie andere Bürgerschichten Westeuropas), ließ es mit der Zeit eben jene Werte verkümmern, die es emporgetragen hatten. Ein Letztes blieb ihm: der Patriotismus. Indem es weitgehend mit Vichy zusammenarbeitete, gab es schließlich auch ihn preis.

Freilich: man kann auf ziemlich zahlreiche und gewichtige Ausnahmen hinweisen; im ganzen aber hat das französische Bürgertum in der Führung versagt. De facto und de iure stellt sich die Frage nach der Nachfolge. Da es bisher die wichtigste Hüterin der Kultur in Frankreich war, trägt die französische Kultur von heute folgerichtig die Zeichen seines Niedergangs, nachdem sie einstmals die Zeichen seiner Größe getragen hatte. *Sie* wird vor allen andern berührt durch die Frage, wer die Nachfolge antreten solle.

Welches sind die möglichen Erben?

Zu allererst wird man an die Arbeiterklasse denken. Manche erblicken in ihr gern die Trägerin einer besorgniserregenden Barbarei. Trotzdem läßt sich nicht bezweifeln: wenn es ihr auch meistens an Formkultur fehlt, so ist sie doch dort führend, wo es auf den Sinn für politische und wirtschaftliche Dinge ankommt, und für eine erneuerte, selbstlosere Kultur bringt sie eines mit: sie ist frei von den offiziellen Dekadenzerscheinungen. Die französische Arbeiterbewegung, lange in den menschlicheren Verhältnissen der Handwerkerwelt und der Kleinbetriebe zu Hause, steht tiefer als andere in der humanistischen Ueberlieferung. So sah sie sich weniger durch die Bitterkeit des Kampfes verhärtet und geistig eingeschränkt. Andererseits nahm sie gewisse Werte des nationalen Wesens in sich auf: Unternehmungslust, Freiheitssinn, die lebhafte Intelligenz. Hätte das Bürgertum es gewollt, so wäre sie prachtvoll bereit gewesen, sich allmählich mit ihm in die Regierungsaufgaben zu teilen.

Aber seit 1830, und vor allem seit 1848, sehen wir die Arbeiterschaft brutal aus dem Lager der Herren verdrängt. Von da ab sondert sie sich wider ihren eigentlichen Willen von der Nation ab. Diese Sezession dauerte bis 1940. Das große soziale Ereignis der Widerstandsbewegung bestand darin, daß sie dieser Absonderung wenigstens psychologisch ein Ende setzte, nämlich dadurch, daß der Patriotismus im Lager des Volkes wieder lebendig wurde und daß später Minister aus den Arbeiterparteien ans Ruder gelangten. Aber heute läßt sich noch weniger als zur Zeit der Commune ein großes Land ohne die nötige Sachkenntnis regieren. Die heute noch wirksame Macht des Bürgertums liegt nicht bei den Unternehmern oder in seiner Kultur. Sie liegt in den Kadern der ausgebildeten Fachleute, über die es noch verfügt, während es der Arbeiterklasse bis heute daran gebricht, da sie weder durch ihre Arbeitgeber noch durch ihre eigenen Führer in dieser Richtung geformt wurde.

Fortsetzung Seite 23

Raon-l'Etape in den Vogesen. Eine Welt voll Trümmer ist der Spielplatz der Kinder geworden. Ihr Spielzeug: alles das, was der Krieg zurückgelassen hat

In Wiltz im Luxemburgischen. Eine junge Familie. Die Wohnung ist dem Einsturz nahe. Der Vater ist vor zwei Wochen aus einem Lager in Deutschland gekommen und ist glücklich, die Seinen wohlbehalten wieder gefunden zu haben.

Dies war nach der Zerstörung von Friedrichshafen im April 1944 der einzige übriggebliebene, bewohnbare Raum am Orte.

In Echternach im Luxemburgischen. Ein Zimmer mag im Hause noch bewohnbar sein. Die alten Leute sind trotz der Einsturzgefahr nicht zu bewegen, es zu verlassen. Zu lange haben sie darin gewohnt, zu viele Erinnerungen sind damit verbunden.

Die Trümmer der Stadt Freiburg i. Br.

La Chapelle-en-Vercors. Die Halbwüchsigen, unterernährt und hungrig, sind, wie die Kleinkinder, von der Not der Zeit gefährdet.

Durch die Ruinen seines einstigen Dorfes irrt der alte Bürgermeister von Vassieux-en-Vercors. In der Nähe stehen die frischen Kreuze auf den Gräbern seiner Gemeindekinder.

Die Reste eines Bauernhofes im Luxemburgischen.

In Berdorf in Luxemburg. Hier ging der letzte deutsche Vorstoß, die Offensive Rundstedts, durch. Es ist November. Der Winter naht. Von der ehemaligen Küche ist nur der Boden erhalten geblieben.

In Holland. Der Wind weht weiter, wie er immer geweht hat.

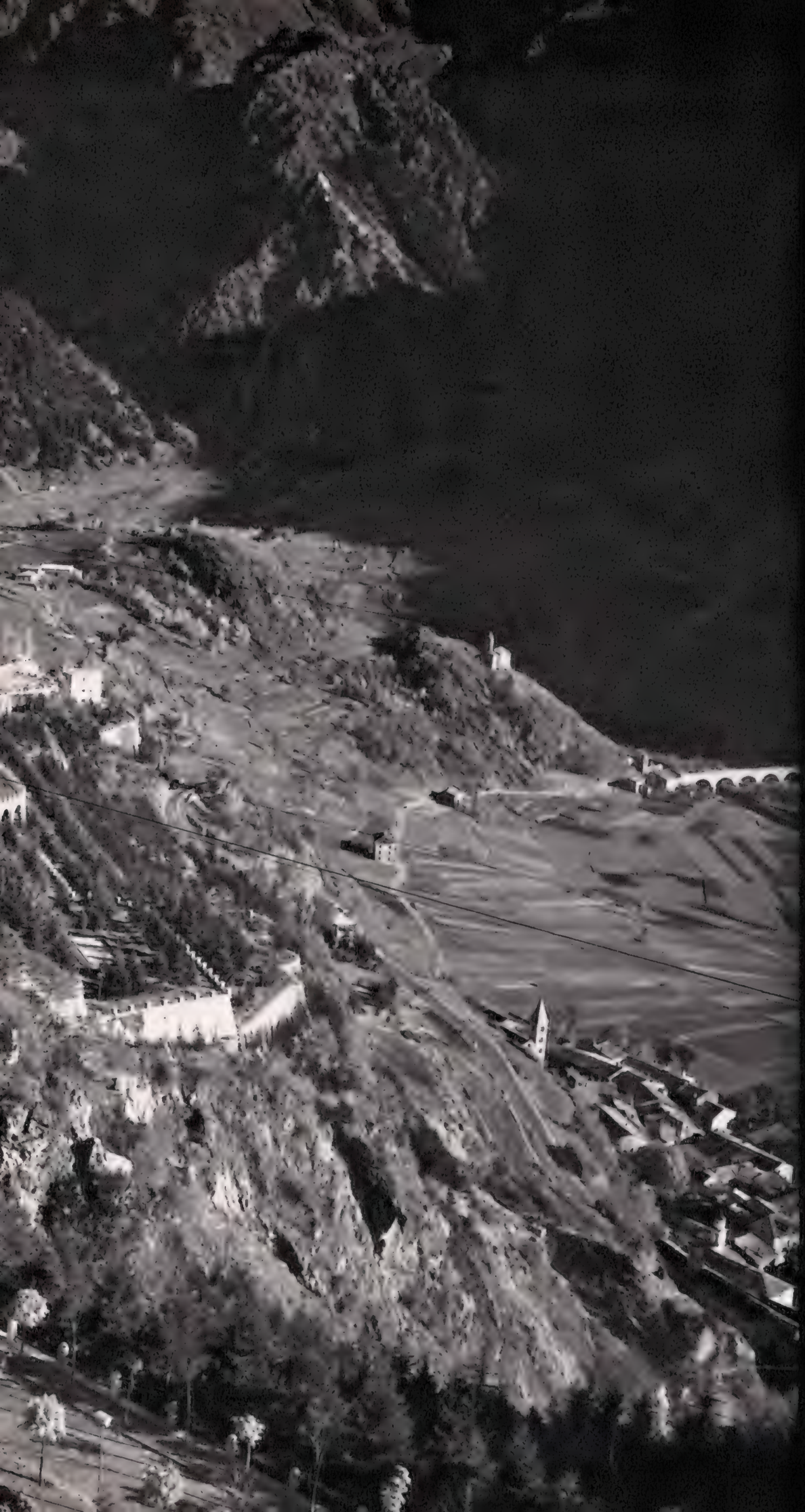
Auf einem Steinboden lag diese Nähmaschine, lag neben einem abgebrannten Haus im Vercors in der Gegend von Grenoble.

Im Stadtbau in Nancy. Deutsche Kriegsgefangene — prisoners of war — malen die letzten Beschriftungen für eine Ausstellung der schwersten Waffen der amerikanischen Armee an die Wand. Dabei eine Wache der M. P. — military police. Die großen Stücke sind vor dem Stadtbau aufgestellt. Nachts ist alles in Flutlicht getaucht.

Alle Brücken über den Donaukanal in Wien sind während der Kämpfe zerstört worden. Russische Pioniere arbeiten Tag und Nacht an der Wiederherstellung.

Ein Lazarettzug italienischer Heimkehrer aus deutschen Lagern ist in Meran eingetroffen

Ein Zuschauer



Während dem Kriege hat, im Jahre 1942, das faschistische Italien die großartigen Sanatoriumsbauten von Sandalo im obern Veltlin im Südtirol beendet, welche als Werk der Arbeiterfürsorge gedacht waren. Ein einziges Gebäude, das sogenannte weiße Haus, wurde völlig eingerichtet und als Aufenthaltsort für Arbeiterkinder verwendet. Heute ist das amerikanische Rote Kreuz dabei, die nötigen Sanitätsmaterialien beranzuschaffen, um die tuberkulosen italienischen Heimkehrer aus Deutschland hier unterzubringen. Die Verwaltung soll einem Beauftragten der italienischen Regierung übergeben werden. Die Gebäulichkeiten bieten Platz für 4000—5000 Kranke. Die zentrale Küche das Ganzen versorgt mittels Seilbahnen die einzelnen Komplexe.

Im Hafen von Rouen. Die Männer sind arbeitslos. Kommt ein Schiff, kommt keine Arbeit. Das ist die ungelöste Frage, die über den nächsten Verdienst entscheidet. Verschlammte Kanäle, gesprengte Brücken — das Uhrwerk des europäischen Verkehrs liegt zerstört.

Arbeiter aus Rouen

Die gegenwärtige Strukturkrise Frankreichs rührt daher, daß eine Lücke besteht zwischen der abtretenden führenden und der nachrückenden, noch unvorbereiteten Schicht. Die verbindenden Kräfte finden sich im Reich der Fachkundigen, wo die Besten der einen und der andern Seite sich begegnen können. Es ist begreiflich, daß ein auf so unsichere Grundlagen gestelltes Land Zeichen politischer und geistiger Unschlüssigkeit zeigt; sie wird sich erst mit einer neuen Gestaltung des inneren Gefüges der Nation wieder verlieren.
Vielleicht denkt jetzt mancher, Frankreich sei doch dem Wesen nach kein Land der Städte und der Industrie, sondern ein Land der Bauern. Zahlenmäßig genommen ist das richtig. Aber die Masse bedeutet nichts ohne politische Organisation und ohne politisch wachen Sinn im weitesten Verstand des Wortes. Es steht außer Frage, daß die französische Bauernschaft einige der großen Qualitäten hütet, die sich im Umgang mit der Erde entwickeln. Aber die Zerstückelung unseres landwirtschaftlichen Besitzes sowie der Mangel an modernem Gerät haben aus dem französischen Bauern einen sehr individualistischen Menschen ohne Gemeinschaftssinn gemacht. Ihm genügt zum Leben seine Erde. Man hat wenig unternommen, um seinen Horizont über den Dorfplatz hinaus zu erweitern. Dennoch trägt er zur Kultur des Landes bei, indem er ihr gesunde, ungebrochene Gestalten von der Art Péguys, seinem besten Gut, zuführt. Unmittelbar aber nimmt er nicht daran teil. Es ist gewiß, daß es anders werden wird. Angesichts der Weltkonkurrenz wird der französische Bauer entweder verschwinden oder sich ausrüsten, das heißt zum Teil sich mit andern zusammenschließen müssen. Seine Mentalität wird gewisse Wandlungen erfahren, und in dem Maße als er teilweise zum Arbeiter wird, wird er sich zu der wichtigsten der aufsteigenden Klassen gesellen; er wird sie menschlich festigen.

So wenig wie von der sozialen ist das Geistesleben von der politischen Wirklichkeit zu trennen.
Wir wollen nicht noch einmal dem Parlamentarismus der dritten Republik den Prozeß machen; von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten ist er geführt worden. Eine große Hoffnung ist mit dem Entstehen der Widerstandsbewegungen erschienen. Ihre Stärke lag nicht in der nationalen Einmütigkeit — Kommunisten und Monarchisten Seite an Seite! —; einzig die außerordentlichen Umstände hielten sie zusammen. Aber in dieser Verpuppungsphase war der heranreifenden Umwälzung die Möglichkeit geschaffen, sich als nationale, umfassende Revolution herauszubilden und neue Männer, Erneuerer der alten Parteien, dahin zu bringen, eine Art gemäßigter, aber von der gemeinsamen Idee durchdrungener Reservetruppe aufzubauen — ohne deswegen die mit jeder Krise gegebenen Wirren zu scheuen. Man hielt die Sache für verwirklicht, weil sie eine Zeitlang in Gestalt von programmatischen Formeln verwirklicht war. Man rufe sich ins Gedächtnis zurück, wie viele Franzosen 1945 «Sozialisten» waren, welch vielfältige Begeisterungen «die Revolution» oder die «Reform der Gesellschaftsstruktur» hervorrief. In Wirklichkeit hat sich der ganze Schwung in einer Revolution der programmatischen Formeln erschöpft. Was es an Jugendlichem und Verheißungsvollem in der Widerstandsbewegung gab, wurde in starre Bahnen gelenkt, unfruchtbar und zahm gemacht oder in düster schweigende Opposition getrieben. Bald war alles vorüber — zum Nutzen der Parteien. Sie können nur dadurch über ihre Ohnmacht hinwegtäuschen, daß sie sich zusammenschließen. Keine ist für sich imstande, das Land revolutionär, das heißt konstruktiv zu führen, ausgenommen die kommunistische, von der aber ein großer Teil der Nation nichts wissen will wegen ihrer Bindung an das Ausland und wegen ihrer totalitären Tendenzen. Daher die Lähmung.
Frankreich bedarf nicht eines Bürgerkrieges, sondern eines mächtigen jugendlichen Schwunges und einer radikalen Erneuerung seines gesellschaftlichen Gefüges; es wird sich nur dann aus dieser Lage befreien, wenn es den Weg zu einer kühnen Sammlung seiner fortschrittlichen Kräfte findet, auch der Kommunisten, ob man es gern oder ungern sehe.

Und hier finden wir die große französische Tradition wieder: der Welt Ideen zu geben. Frankreich wird verjüngende Ideen hervorbringen, wenn es sich einen verjüngten Körper schafft. Die Welt wird auf es hören, sofern es sich zuvor ihrem Rhythmus einfügt. Nichts Aufreizenderes für Franzosen, die sich des Ortes und der Rolle ihres Landes bewußt sind, als die Schönrednerei, mit der man seit einem Jahr seine gegenwärtige Ohnmacht verbrämt. Wenn wir in der Welt einige Beachtung finden wollen, so haben wir diese Beachtung mühsam zu erringen und zu verdienen. Die Leistung des Arbeiters, die Phantasie des Unternehmers, der Gemeinschaftssinn des Staatsbürgers, der Wagemut des Politikers, die Erneuerung des nationalen Gefüges und die Klarsicht des Intellektuellen werden sich zu gemeinsamem Werk vereinen. Wenn wir im folgenden länger bei der Aufgabe der Intellektuellen verweilen, so geschieht es, weil jeder nur dort ein guter Zeuge ist, wo er von seinen gewohnten Geschäften redet.
Die Schicht der französischen Intellektuellen bleibt eine der lebendigsten Mächte in einem sonst in seiner Lebenskraft stark mitgenommenen Land. Im großen ganzen sind sie unter der Besetzung aufrechten Geistes geblieben. Die Art, wie sie zusammen mit dem ganzen Volk ein tragisches Schicksal durchlitten, in welchem handgreiflich die Einwirkungen der Probleme der Gesamtheit auch auf das Leben der Kultur zum Vorschein kamen, haben vielen die Augen geöffnet. So beschäftigen heutzutage denn auch die durch die Krise des europäischen Westens aufgeworfenen Fragen alle Gemüter. Man darf wohl sagen, daß die westliche Zivilisation in ihrer erlesensten Verfeinerung in den glücklichsten Augenblicken unserer Geschichte in unserem Lande Wohnsitz nahm, und wenn wir morgen in ein primitiveres Zeitalter eintreten müßten, um ein gealtertes Europa zu erneuern, so fiele es uns schwerer als andern, dem Zauber dieses liberalen, liebenswürdigen und strahlenden Humanismus zu entsagen, der immer noch unter uns so köstliches Gut hervorbringt. Indessen: andere werden eines Tages die graziösen Spiele des Geistes wieder entdecken. Von uns fordert die Stunde, daß wir seine *Stärke* wiederfinden.

Wenn man von den geistigen Kräften in Frankreich spricht, darf man das christliche Erbe nicht übergehen. Wir müssen uns hier darauf beschränken, das lebendige Christentum in die Gesamtheit der französischen Kräfte einzuordnen.
Das *Christentum* ist mehr als eine Religion. Es geht durch die Geschichte, und auf seinem Wege verbindet es sich immer wieder mit historischen Gebilden unter soziologischen Kompromissen, bei denen es zwar etwas von seinem Geiste mitteilt, sich aber zugleich mit den gefährlichen Keimen einer Zeit ansteckt. So hat es sich in neuerer Zeit nach der Loslösung von der Monarchie ziemlich eng mit der bürgerlichen und kapitalistischen Welt verbunden. Damit soll nicht gesagt sein, daß es seinem Wesen nach an den Formen des Vergangenen hafte. Aber da es bis vor kurzem die Religion der Mehrheit der Europäer war, mußte es notgedrungen von ihnen in ihre führenden Institutionen hereingezogen werden, und zwar in dem Maße, als es seine prophetische Mission preisgab. Wie verhalten sich angesichts dieser Situation heute die Christen in Frankreich? Man muß wohl gestehen: viele tragen ihr Christentum nur noch wie einen Namen neben anderen Namen. Noch steht es fest, daß man Christ ist. Ich will nicht voraussagen, wieviele an ihrem Glaubensbekenntnis festhalten würden, wenn einmal der Tag käme, an dem das gefährlich wird. Man wundere sich nicht, daß diejenigen Schichten, die ihre sehr persönlichen Gründe für eine Aenderung der

LE VERCORS heißt eine Landschaft Frankreichs in der Gegend von Grenoble zwischen der Rhone im Westen und dem Flüßlein Drac im Osten, ein Hochplateau, über den Schluchten des Royans sich erhebend, vielfach an den Tafeljura erinnernd, nur mächtiger ausgreifend und von mehr alpinem Charakter. Etwa ein Dutzend Dörfer, ausgedehnte Weiden auf der Hochfläche, eine beliebte Feriengegend und ein Sömmerungsort für Vieh. Aus den Schluchten herauf steigen steile Sträßlein nach der freien Höhe. Etwa 8000 bis 10000 Menschen waren hier daheim, blieben vom Kriege bis im Juli 1944 ziemlich verschont. Eine Maquisgruppe von 3000—4000 Mann hatte in dieser schwerzugänglichen Landschaft sich gebildet. Gegen Ende Juli 1944 begannen die Strafexpeditionen des Feindes mit gewaltiger Uebermacht. Segelflieger landeten, und ein Schreckensregiment hob an mit Mord, Brand, Exekutionen, Folterungen, das nicht unterschied zwischen Alter und Jugend, nicht zwischen den Geschlechtern, nicht zwischen schuldig und unschuldig. «Le livre noir du Vercors» heißt ein Büchlein (Editions Ides et Calendes, Neuchâtel, 1944), drin eine Anzahl schweizerischer Männer die Ergebnisse einer Reise in dieses unglückselige, schwerheimgesuchte Bergland schildern. Man kann heute nicht ohne tiefste Erschütterung es wieder lesen, nicht es lesen ohne zu merken, wie sehr wir in unserer bewahrten Umgebung von der innern Gleichgültigkeit bedroht sind. Die Schweizer Spende hat dem Vercors nach ihren Kräften zu helfen versucht. Dieses kleine Mädchen schaute still und staunend dem fremden Traktor zu, der, ein hochwillkommener Helfer im Herbst 1944, die Erde so machtvoll und rasch umpflügte.

Links: Blick aus dem Tal der Isère gegen das Vercors.

Dinge haben, sich bei uns mächtig vom christlichen Glauben abwenden. Als die Deportationen durch die Deutschen einsetzten, zählte man auf zweihundert Arbeiter einen Katholiken. Bekanntlich bilden die Protestanten in Frankreich nur eine sehr kleine Minderheit. Nun gibt es aber achtzehn Millionen Arbeiter, und sie sind der eigentlich lebendige Teil der Nation. Es ist bedenklich für den christlichen Glauben, daß er sich auf die passiven oder betagten Elemente der Bevölkerung zurückzieht.

Nun ist aber andererseits Frankreich von jeher *das* Land der katholischen Linken gewesen. Bisweilen wird angenommen, der Wille, mit dem Vergangenen zu brechen, drücke sich in unserer Zeit in den christlich-demokratischen Parteien aus, die sich in Europa und namentlich in Frankreich seit dem Krieg stark entwickelt haben. Ihre Berechtigung und ihr Nutzen sind nicht zu bezweifeln. Aber sie halten in der Regel mit unterschiedlichen Schattierungen eine Position der Mitte; sie sind fortschrittlich in der Lehre und sehr gehemmt durch die Zurückhaltung ihrer Gefolgschaft in sozialen Dingen. Nun ist aber das Christentum so wenig «zentrumhaft» wie reaktionär. Geistig ist es eine Macht, welche die permanente Revolution und durchaus nicht den Stillstand will. Keineswegs ist das Christentum — um auf die heutige Lage zurückzukommen — an Moderation gebunden. Ein Christ kann leidenschaftlich traditionstreu, leidenschaftlich revolutionär oder leidenschaftlich auf Ausgleich bedacht sein in weltlichen Dingen. Lauheit ist nicht seine Sache.

So sind heute ziemlich zahlreiche junge Katholiken darauf erpicht, die politische Unabhängigkeit des Christen als solchen zu wahren. Sie widersetzen sich einer Ghetto-Mentalität, welche die Christen dazu führt, auch in anderen als Glaubensfragen stets geschlossen aufzutreten, statt daß sie sich unter die Menschen zerstreuten und uneingeschränkt ihre Aufgabe als Menschen erfüllten, indem sie selbstlos ihre christliche Botschaft brächten. Wieder muß heute, nach dem Vorbild des Stifters der christlichen Religion, «das Wort Fleisch werden» unter den Menschen unserer Zeit. Man sieht Christen in wachsender Zahl in der revolutionären Bewegung.

Im Lande der Enzyklopädisten gebührt dem *Rationalismus* neben dem Christentum eine auserlesene Stelle. Er ist heute in zwei Strömungen geteilt, die nicht miteinander zusammenhängen. Die eine hat sich mit dem Marxismus verbunden; sie versucht, die alte aufklärerische Tradition mit dem dialektischen Materialismus in Einklang zu bringen. Es gelingt ihr mehr oder weniger gut.

Die andere Strömung ist in verschiedenen Ländern Europas zurückgedrängt worden. Einige werden den wilden Aufstieg des Irrationalismus im Gefolge der faschistischen Bewegung dafür verantwortlich machen. Die Lehre dieses Aufbruchs irrationaler Kräfte zu beherzigen, ist die einzige Möglichkeit, ihr gerecht zu werden und zugleich der Vernunft das Ihre zu geben. Das Werk eines C. G. Jung könnte uns hier entscheidende Aufschlüsse schenken. Ob wir den Menschen als Einzelnen oder als Glied einer Gemeinschaft betrachten: zu seinem Wesen gehört der Instinkt und das irrationale Bedürfnis nach Werten genau so gut wie die Vernunft. Wird die Instinktkraft zu lange unterdrückt, so bricht sie aus; erhält der Drang nach Werten keine Nahrung, so geht er in die Irre. Der französische Rationalismus ist heute das Opfer seiner allzu engen Auffassung vom Menschen. Wir werden das Regiment der Vernunft nur dann wieder herstellen, wenn sie eine wahrhaft überlegene Weite zurückgewinnt.

Der *Marxismus* hat sich in Frankreich nicht ohne weiteres durchgesetzt. Als die französische Arbeiterbewegung einmal marxistisch war, entwickelte sie sich eher an den Rändern des Marxismus mit ihren Neigungen, sich einerseits mit dem Anarchismus, andererseits (Jaurès) mit der Tradition von 1789 und dem liberalen Humanismus zu verbinden. Die großen Fortsetzer von Marx sind keine Franzosen. Mit dem Zerfall des Sozialismus und der Bildung der Dritten Internationale hat der orthodoxe leninistische Marxismus mit seinem stalinistischen und seinem trotzkistischen Zweig in Frankreich die marxistische Gedankenwelt monopolisiert. Seit zwanzig Jahren ist auf diesem Gebiet kein Werk mehr erschienen, das auf eine Entwicklung oder Erneuerung schließen ließe. Dagegen muß auf die wachsende Aufmerksamkeit nichtmarxistischer Kreise für den Marxismus hingewiesen werden. Man anerkennt, daß er als erster versucht hat, unter einem wirtschaftlichen und sozialen Gesichtswinkel die Situation des modernen Menschen menschlich zu erfassen; daß er ferner in einer weitgehend der subjektiven Willkür verfallenen Zeit als einer der ersten die Versuche, sich in eine idealistische Welt zu flüchten, durchschaute und an den Anspruch unserer äußeren Existenz erinnerte; daß er zu seiner Zeit besser als andere die historische Lage erkannte, soweit sie das Ergebnis der Entwicklung der modernen Technik und des Kapitalismus war, und daß er schließlich als erster die geschichtliche Aufgabe der Arbeiterbewegung in ihrer ganzen Tragweite erfaßte. Zweifellos finden wir heutzutage die wichtigsten Versuche, durch den Marxismus hindurch über ihn hinauszugelangen unter Nichtmarxisten — was nicht besagen will, daß sie immer erfolgreich seien. Ein guter Marxist hält sich darüber nicht auf. Er denkt sich, daß es gegenwärtig wichtiger ist, Minister als Doktrinen zu produzieren.

Die Bewegung des *Personalismus** hat sich in Frankreich gegen 1930 gebildet. Sie entstand aus einer zweifachen Erkenntnis. Christliche und humanistische Denker wurden sich der Verpflichtung zu revolutionärer Haltung bewußt, die in unserer Zeit mit jeder gedanklichen Einsicht gegeben ist, und revolutionär Gesinnte erkannten tiefer als bisher die die gesellschaftliche Krise begleitende Krise des geistigen und kulturellen Lebens. Die letzteren versuchten, die revolutionäre Gedankenwelt auszuweiten und sie in Einklang zu bringen mit einem umfassenderen Bild des Menschen, als das 19. Jahrhundert zur Zeit der Begründung der sozialistischen Philosophie es gekannt hatte. Die ersteren widmeten sich der Kritik der herkömmlichen spiritualistischen Anschauungen und suchten aus der Analyse geschichtlicher Epochen gewisse zeitlos gültige Werte neu zu gewinnen. Der Personalismus beruft sich zwar auf ein über den Zeiten stehendes Menschenbild, soziologisch aber will er den Sozialismus weiterentwickeln und vertiefen.

Heute ist diese junge Schule noch tiefer dem Wirklichen verpflichtet. Ihr Wille braucht sich nicht unbedingt einen eigenen politischen Apparat neben den schon bestehenden zu schaffen. Denn er ist in erster Linie auf die Krise der Kultur, auf die Ergründung der Wirren des abklingenden Zeitalters und auf die Errichtung neuer Werttafeln gerichtet. Die dem Proletariat eigene Philosophie, eine Philosophie von Gefesselten, ist zwar äußerst klarsichtig, soweit sie sich mit der Befreiung aus dem Gefesseltsein befaßt; es ist aber nicht anders möglich, als daß sie eingeschränkt ist durch den dem gefesselten Menschen gemäßen Gesichtskreis. Wer den Vorzug größerer geistiger Freiheit genoß, dem war damit auch die Möglichkeit größerer Weite gegeben. «Privilège oblige». Die Zeit und die sich entwickelnden historischen Verhältnisse müssen ein in allzu erdrückender Knechtschaft entstandenes Denken und eines, das einer allzu unbeschwerten Freiheit entsprang, von den Mängeln befreien und zum Ausgleich bringen.

So sieht das Bild der großen Strömungen im lebendigen geistigen Frankreich von 1946 aus**. Dieses Frankreich steht zweifellos nicht abgesondert vom übrigen Europa da. Nunmehr geht es darum, daß die überall zerstreuten Teilbewegungen eines neuen europäischen Humanismus nicht in unversöhnlichem Geiste gegeneinander-, sondern im Suchen nach einer Synthese zueinanderstreben. Wird es unterlassen, so wird uns eines Tages die vertane Einheit von außen aufgezwungen, und Europa wird als eine lebendige geschichtliche Macht verschwinden.

Deutsch von Albert Bettex

* *Mounier ist ihr Begründer.*

** *Aus Raummangel mußten wir Mouniers Kritik an der existenzphilosophischen Bewegung in Frankreich leider auslassen.*

Französische Arbeiter am Werk des Wiederaufbaus in einem Dorf im Vercors

4a

ENGLANDS AUFBAUENDE KRÄFTE

VON FRITZ R. ALLEMANN, LONDON

Wenn man ein Bild der Kräfte zu gewinnen sucht, die in England ein Jahr nach Kriegsende am Werke sind, dann muß man auf die Tage von Dünkirchen und auf das Jahr 1940 zurückgreifen: ohne das Erlebnis dieses Jahres und ohne seine Nachwirkungen ist der gegenwärtige Zustand Englands nur schwer zu verstehen.

Der Engländer, der auf den Krieg zurückblickt, läßt sein Auge am längsten nicht auf der langen Reihe der Siege weilen, die in El Alamein begann, sondern auf der Katastrophe, die sein Land unvermutet an den Rand des Untergangs brachte; Dünkirchen, nicht El Alamein, lebt in der Erinnerung als die größte und schönste Stunde neuerer englischer Geschichte überhaupt. Und gleichermaßen trägt, in einem weiteren Sinne, das Jahr zwischen dem Zusammenbruch der Westfront und dem deutschen Angriff auf Rußland, das Jahr der Bedrohung, der Zerstörung und des Alleinstehens, noch heute den stärksten Gefühlsakzent. Das Bewußtsein ist noch immer lebendig, wie damals eine ungemeine Not all die ungemeinen menschlichen Reserven aufrief, die hinter der britischen Lethargie schlummern. Aber das Jahr 1940 trägt in der Rückschau nicht nur den Charakter der Abwehr und der gewaltigen Beharrung, sondern auch den der Erneuerung und Verheißung. Die Kräfte, die England damals zum Widerstand befähigten, entstammten nicht einfach dem alten ungebrochenen Glauben an «König und Vaterland»; nicht zufällig standen manche von denen, die wenige Jahre zuvor als Studenten in Oxford in einer vielbeachteten Resolution diesen Glauben abgeschworen hatten, nun in der vordersten Reihe der Freiwilligen. Was sie (oder doch viele von ihnen) in den aussichtslos scheinenden Kampf trieb, war eher eine seltsame und ergreifende Mischung von Freiheits- und Gemeinschaftswillen, von konservativer Behauptung der eigenen Lebensform und revolutionärem Drang nach einer nationalen und internationalen «neuen Ordnung». Ihren geistigen Sinn erhielt die Schlacht um England für viele Engländer als Vorhutkampf einer neuen Gesellschaft, die aus dem Kriege hervorgehen sollte — einer Gesellschaft, die sich dem Soldaten und dem Arbeiter von 1940 erst in den allergröbsten Umrissen darstellte, als deren wesentlicher Zug aber klar die Verbindung persönlicher Freiheit und sozialer Verpflichtung im Innern, nationaler Freiheit und föderativer Verbindung nach außen erschien.

Diese hochgespannten Hoffnungen begannen bereits während der letzten Kriegsjahre abzuklingen. Die Desillusionierung setzte auf dem Feld der internationalen Politik ein, wo der Idealismus der Nach-Dünkirchen-Zeit (mit seinem schon gedämpften Echo in der Atlantik-Charta von 1941) um so gegenstandsloser wurde, je deutlicher sich seit Teheran die wirklichen Linien der neuen Friedensordnung abzeichneten. Das Entscheidende war, daß schon lange vor dem Zusammenbruch Deutschlands, ja bereits vor der Invasion des Kontinents, der Krieg seinen alten «ideologischen» Charakter (anders gesagt, seine geistige Rechtfertigung) im Bewußtsein wachsender Schichten des englischen Volkes verloren hatte. Wohl lief die einmal in Schwung gekommene Kriegsmaschine halb automatisch weiter, aber neue menschliche Impulse strömten ihr nicht mehr zu. Was blieb, war der negative Antrieb, die nationalsozialistische Weltgefahr zu eliminieren; er zeigte sich bis zuletzt stark genug, das Aufkommen einer kriegsfeindlichen Massenstimmung zu verhindern. Die positiven Antriebe dagegen, die dem Glauben an eine gerechte und friedliche Neugestaltung der Welt und besonders Europas entsprangen, wurden schwächer und schwächer. Das England, das 1940 seine Rolle als die des berufenen Führers beim demokratisch-föderativen Neuaufbau Europas gesehen hatte, begann sich wieder auf sich selbst zurückzuziehen; je klarer die britische Schwäche innerhalb der sich neu abzeichnenden Machtkonstellation wurde, desto mehr trat neben dem Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Welt außerhalb der Britischen Inseln wieder der Einschlag jenes irritierten Mißtrauens gegen das «Fremde» hervor, das so sehr zum Grundbestand englischer Volkspsychologie in den Vorkriegsjahren gehörte. Gewiß, es gibt auch heute noch (und vielleicht sogar klarer als während des Krieges) eine englische Außenpolitik, die beharrlich, obwohl vorsichtig tastend, auf eine Sammlung Europas oder mindestens (in realpolitischer Resignation) des europäischen Westens um einen englisch-französischen Kern hinarbeitet. Und es wäre falsch, in dieser Konzeption nur ein Streben nach machtmäßiger Ausbalancierung der russischen und der amerikanischen Weltmacht durch einen von England geführten «Block» zu sehen. Aber nichtsdestoweniger handelt es sich hier in erster Linie um eine praktische diplomatische Aufgabe, die wesentlich von einem kleinen Kreis einflußreicher Persönlichkeiten um Bevin in ihren weiteren Perspektiven gesehen und von einigen außenpolitisch interessierten Wochenschriften ernsthaft erörtert wird: dem unabhängig liberalen «Economist» zum Beispiel oder der links-sozialistischen «Tribune», in der sich die doktrinäre Sprache marxistischen Klassenkampfes eigentümlich mit der eines liberalen, betont freiheitlich empfundenen europäischen Sozialismus verbindet. Man kann jedoch nicht sagen, daß selbst in dieser bescheideneren Gestalt die Idee eines europäischen Familien-Zusammenschlusses, eines «westlichen» (wir würden sagen abendländischen) Commonwealth wirklich starken Widerhall auslöste.

Das bedeutet nicht, daß England in einen bewußten Isolationismus zurückgefallen wäre. Soweit ist die Lektion des Krieges noch nicht in Vergessenheit geraten. Die Mehrzahl der Engländer weiß wohl, daß Großbritannien sich heute weniger als je selbst genügen könnte. Auch die Kampagne für eine nicht nur wirtschaftliche, sondern politische, ja letzten Endes geistige Empire-Autarkie, die ein Teil der populären Presse unter der Inspiration Lord Beaverbrooks wieder wie in den Jahren vor dem Kriege betreibt, verläuft heute noch wirkungsloser im Leeren als damals — schon deshalb, weil von dem größten Teil des englischen Volkes das

Die Kohlengruben von Süd-Limburg in Holland haben keinen Schaden genommen. Weiße Dampfwolken steigen von Zeit zu Zeit aus den breiten, eckigen Schächten. Da ist Leben, Mut, Tat

Empire kaum mehr als deutliche Realität empfunden wird; mindestens in seinen abhängigen (speziell asiatischen) Teilen sehen es viele als überlebt an. Auch auf dem Gebiet der Außenpolitik zeigt sich, wie sehr England in eine Phase des Uebergangs eingetreten ist: die alten Bahnen werden verlassen (und die Mehrzahl der Engländer ist sich dunkel bewußt, daß sie verlassen werden *müssen*), aber wie die neuen Geleise an ihrer Stelle gelegt werden sollten, darüber ist man sich noch erschreckend unschlüssig. Die bemühte Hinwendung zur Organisation der Vereinigten Nationen, in der Regierung und Oeffentlichkeit sich treffen, mag sehr wohl dem Bedürfnis entspringen, in dieser Periode der Unsicherheit einen Rückhalt an der einzigen Institution zu suchen, die — sei es in noch so unvollkommener Gestalt — einen festen Kodex internationalen Verhaltens zu verbürgen scheint. UNO bedeutet für den Durchschnittsengländer nur zum Teil die (ansatzweise) Verwirklichung der Idee einer übernationalen Ordnung, wie sie ihm 1940 als außenpolitischer Sinn des Krieges vorschwebte. Zum anderen Teil ist sie ganz einfach der einzige Orientierungspunkt im internationalen Chaos, in dem alle herkömmlichen weltpolitischen Vorstellungen vom Gleichgewicht der Mächte bis zum Selbstbestimmungsrecht der Völker und von der zivilisatorischen Funktion des Empire bis zur kollektiven Sicherheit ihren Platz verloren haben und nur noch als kaum mehr geglaubte Schlagworte im diplomatischen Nachkriegsnebel schwimmen.

Diese auffällige Unsicherheit, die über den Vorstellungen der meisten Engländer von ihrer neuen Stellung in der Welt und zur Welt liegt, ist allerdings wohl auch darin begründet, daß die konstruktiven Energien schon seit Jahren hauptsächlich von den Aufgaben des inneren Wiederaufbaus aufgesogen werden. Auf sozialem, nicht auf internationalem Felde hat der Traum von 1940 am längsten nachgewirkt, und keinem andern Problem haben sich die aufbauenden Kräfte in England so sehr zugewandt wie dem, großzügige soziale Neuordnung und Planung mit der Erhaltung des freiheitlichen Erbes zu verbinden. Es war Churchills Unglück, daß er die Intensität des sozialen Erneuerungswillens unterschätzte und daher in den letzten Kriegsjahren zunehmend den Kräften nachgab, die die sofortige Verwirklichung eines weitgespannten Sozialprogramms nach Möglichkeit zu unterbinden oder doch jede Entscheidung auf die Zeit nach dem Kriege zu vertagen versuchten — in der Hoffnung, daß dann das persönliche Prestige Churchills genügen werde, das Bedürfnis nach gesellschaftlichem Umbau und Ausgleich mindestens in engen Grenzen zu halten. Der Wahlsieg Labours im letzten Juli, der zutiefst im Erlebnisgrund der Dünkirchenzeit wurzelte, zeigte, wie irrig diese Rechnung war. Ein Stimmungsumschwung von den Konservativen weg zu Labour hin wäre wohl auch ohne den Krieg erfolgt. Aber sowohl im äußeren Ausmaß wie in der inneren Bedeutung ging der parlamentarische «Erdrutsch» von 1945 weit über einen normalen politischen Pendelschlag hinaus. Daß das Pendel seither trotz vielen Gründen zur Unzufriedenheit (Demobilisationsschwierigkeiten, Rationskürzungen, Langsamkeit im Wohnungsbau) nicht wieder zurückschwang, deutet bereits darauf hin, daß der Aufstieg des englischen Sozialismus zur Macht nicht nur ein Ergebnis politischer Oberflächenbewegungen war. Er spiegelt tiefere Verschiebungen in der Struktur Englands wider: die Hinwendung der Mittelschichten zu einem sozialen Verantwortungsbewußtsein, das vielfach nur in radikalen sozialistischen Konzeptionen Genüge findet, und die zunehmende Sättigung der alten liberalen Substanz mit neuen sozialen Inhalten, mit der allerdings die parteipolitische Auflösung des traditionellen Liberalismus einhergeht.

Um drei Zentren hat sich im Kriege der soziale Radikalismus «bürgerlicher» Schichten kristallisiert. Das erste war die Gruppe «Common Wealth», die Gründung eines jungen idealistischen Großgrundbesitzers aus altem Landadel, der unter dem Eindruck des Krieges vom Liberalismus zu einem ethisch begründeten konsequenten Sozialismus hinüberwechselte; es ist eines der bemerkenswertesten sozialen und geistigen Phänomene der Kriegszeit, daß Common Wealth mit einem Programm, das weit über die sozialistischen Gegenwartsforderungen der Arbeiterpartei hinausging, breite bürgerliche und sogar bäuerliche Kreise zu durchdringen und so den Grund für Labour aufzulockern vermochte. Der zweite Sammelpunkt dieser sozialen Bewegung war die Persönlichkeit von Sir Stafford Cripps, der 1942 (obwohl er ein politischer Einzelgänger ohne Partei war) von der Welle volkstümlichen Erneuerungswillen bis in die oberste Führung des Staates hinaufgetragen wurde; in ihm verbindet sich das soziale Ethos der Bergpredigt eigentümlich mit der technisch-organisatorischen Kritik an der Leistungsunfähigkeit heutigen kapitalistischen Wirtschaftens, und dieser Doppelakzent auf Vermenschlichung der sozialen Beziehungen und Verbesserung des wirtschaftlichen Apparats hat ihm eine große Gefolgschaft vor allem in der jungen industriellen und technischen Intelligenz verschafft. Mehr geistige als unmittelbar politische Wirkung schließlich ging von der religiös-sozialen Bewegung innerhalb der anglikanischen Staatskirche aus, wo Dr. Temple und sein Kreis unermüdlich bestrebt waren, Leitlinien einer neuen Wirtschaftsordnung aus der Essenz des christlichen Glaubens selber zu gewinnen. Durch die Erhebung Dr. Temples zum Erzbischof von Canterbury und Primas der Church of England im Jahre 1942 fand die anglikanische Kirche zum erstenmal breiten Kontakt mit dem Bedürfnis nach sozialer Erneuerung, das sich religiös bis dahin vor allem in den Formen «non-konformistischer» Sektengläubigkeit geäußert hatte. Es war Temples Leistung, den alten (nicht nur theologischen, sondern auch sozialen) Gegensatz zwischen «Kirche» und «Kapelle», zwischen einer mit den herrschenden Mächten eng verbundenen Staatskonfession und den volkstümlicheren religiösen Gemeinschaftsformen der Freikirchen weitgehend überbrückt zu haben; daß der verstorbene Erzbischof zugleich ein Apostel des religiösen Sozialismus und ein Vorkämpfer der ökumenischen Bewegung war, erscheint unter diesem Aspekt als eine kaum bloß zufällige Verbindung.

Alle diese Strömungen waren im wesentlichen außerhalb der traditionellen Arbeiterbewegung entsprungen (obwohl Dr. Temple der Labour-Party angehörte), sind schließlich aber größtenteils in das breite Bett des Parteisozialismus eingemündet; Cripps spielt heute in der Partei wieder eine führende Rolle, und auch die meisten maßgebenden Persönlichkeiten von Common Wealth haben sich ihr angeschlossen. Die sozialen Erneuerungsbestrebungen verlaufen indessen keineswegs notwendigerweise nur in Labour-Bahnen. Einige der geistig bedeutendsten und einflußreichsten Wirtschafts- und Gesellschaftsreformer Englands stehen höchstens am Rande des Sozialismus; ihre Wirkung reicht wohl in die Arbeiterpartei hinüber, durchdringt aber auch weite liberale und selbst konservative Kreise. John Maynard Keynes (heute Lord Keynes), der große nationalökonomische Ketzer der Zwischenkriegszeit, hat einer elastisch-undoktrinären modernen Wirtschaftspolitik das große ökonomische *und* soziale Ziel der Vollbeschäftigung gewiesen; von diesem glänzendsten Vertreter der englischen Intelligenz gehen Einflüsse nicht nur auf die akademische Wirtschaftswissenschaft, sondern auch auf eine weite geistig aufgeschlossene Oeffentlichkeit aus.

Fortsetzung Seite 56

Monikendam in Holland ist bewahrt geblieben

Walcheren unter Wasser, morgens um 9 Uhr bei Ebbe im Dezember 1945. Die Insel ist etwa so groß wie der Kanton Schaffhausen. Das vordem fruchtbare, sorgfältig bebaute Land verschlammt, der Boden von Salzwasser durchtränkt. Drei Jahre werden nach der Trockenlegung mindestens vergehen, bis ein Anbau wieder möglich ist.

WALCHEREN

In den Niederlanden ist die Insel Walcheren vom Krieg am schwersten betroffen worden. Im Mai 1940 erlitt die Hauptstadt Middelburg das Schicksal von Warschau und Rotterdam. In den darauffolgenden vier Jahren verwandelte die Besetzungsmacht das Eiland in eine große Festung, welche in den Atlantikwall einbezogen wurde. Als der alliierte Vormarsch den Besitz Antwerpens erforderlich machte, wurde dieses Zugangsfort Walcheren gebrochen. Am 30. Oktober 1944 erlitt das Dorf Westkapelle ein zerschmetterndes Bombardement, dessen Ziel die Zerstörung der berühmten dortigen Seewehr war. An der westlichen Spitze des Eilandes ist die Dünenreihe im Laufe der Jahrhunderte weggespült worden. Land und Wasser waren hier durch einen schweren Deich geschieden. Seelands Wappenspruch «Luctor et Emergo» — «Ich kämpfe mit den Wellen und tauche auf» findet seine Erklärung darin, daß Seeland, wie auch Gesamtwestniederland, dem Meer abgerungen wurde. — Dann nahm das Meer seine Beute zurück.

Um die gesamte Insel zu überschwemmen, war es nötig, an mehreren Stellen die Seewehr zu zerstören. Am 7. und 11. Oktober erfolgten Bombardierungen der Deiche bei Vlissingen, beim Fort Rammekens und bei Veere. Am 10. November landeten kanadische Truppen bei Vlissingen und Westkapelle. Der deutsche Widerstand war kräftiger als erwartet, die Kämpfe waren schwer. Hunderte von jungen Menschen opferten ihr Leben.

Ein harter Winter folgte. Große Bewunderung verdienen der Mut und die Beharrlichkeit der Bewohner, von denen viele den ganzen langen Winter hindurch auf ihren Speicherböden und in den Obergeschossen der Häuser wohnen blieben. Da es an Material, Transportmitteln und

Deicharbeiter der Insel Walcheren am Tisch in einer Baracke der Schweizer Spende.

Pfahlrammen. Sind die Deichdurchbrüche wieder verschlossen, muß das auf der Insel zurückgebliebene Wasser abgesaugt werden. Die dazu notwendigen schweren Pumpen erfordern ein festes Fundament auf eingerammten Pfählen.

Das Sinkstück aus Weidengeflecht. Es wird mit Bruchsteinen belastet, an der Deichbruchstelle versenkt. Mittels solcher Sinkstücke, Bruchsteinen und hochgepumptem Sand, wird die Deichöffnung nach und nach aufgefüllt.

Das Mündungsrohr der Sandpumpe

An der Deichbruchstelle. Vorn ein Boot mit Bruchsteinen

Das Sinkstück an Ort und Stelle. Die Belastung mit Bruchsteinen beginnt. Im Hintergrund ein versenkter Betoncaisson als Schließstück verwendet.

Das Sinkstück liegt unter Wasser. Weitere Bruchsteine werden nachgeschickt.

Nach monatelangen Anstrengungen der Männer sind die vier Deichbruchstellen geschlossen. Das Wasser kommt nicht wieder zurück. Heere von Muscheln haben sich an Häusern festgesetzt. Der Boden ist verschlammt und mit Tausenden von Minen übersät.

Holländische Deicharbeiter, erfahren im Kampf mit der See, dem mächtigen Gegner.

Es ist morgens neun Uhr, noch knapp vier Stunden bis das Wasser steigt. Jeden Tag sieht, seit über einem Jahr, dieser Bahnarbeiter von Souburg auf Walcheren seine verwüstete Wohnung sich von neuem mit Wasser füllen. Langsam steigt und sinkt es wieder. Alles fault, modrig und feucht ist die Luft. Und doch, was sagt er: «Das Wasser war unsere Rettung, hätten die Engländer die Deiche nicht bombardiert, die Deutschen würden alles zerstört haben.» Solange die Insel nicht wieder trockengelegt war, wohnten die Leute in den obern Stockwerken, Ein- und Ausgang war das Dachfenster, so konnten sie während der Ebbe wenigstens die wichtigsten Besorgungen machen.

geschulten Arbeitern gebrach, konnte in der ersten Zeit nicht viel für die Trockenlegung der Insel getan werden, doch wurde schon damals viel mühsame Vorarbeit geleistet. Hilfe für das ertrunkene Land kam in großem Maßstabe erst nach der Befreiung von Nordniederland zustande. England lieferte viel Material, belgische Wasserbausachverständige trugen das ihrige bei, die belgische Regierung leistete kräftige Hilfe, indem sie aus den belgischen Gruben entbehrliche Bruchsteine lieferte. Die Schweiz schenkte durch die Schweizer Spende der Insel Walcheren vier schöne Barackenlager, welche Platz für zweitausend Arbeiter boten. Diese Lager werden der Insel noch lange gute Dienste tun, da die endgültige Wiederherstellung noch viele Jahre Arbeit und den Beistand hunderter fremder Fachleute brauchen wird. Diese Lager bilden also ein bleibendes Zeugnis der großen schweizerischen Sympathie für das schwer heimgesuchte Gebiet.

Auch technisch war die Abdichtung der Deichbrüche eine schwierige Sache. Der Unterschied zwischen Ebbe und Flut kann an diesem Punkt der Küste bis fünf Meter betragen. Bei jeder Flut strömten Millionen Kubikmeter Wassers durch die vier Oeffnungen ins Innere der Insel und flossen bei Ebbe wieder ab. Dieser immerfort in Bewegung befindliche Wasserstrom fraß die Erde weg und bildete manchenorts Rillen bis zu zehn Meter Tiefe.

Im Juli 1945 begannen dann die neuen Deiche emporzuwachsen. Es war ein Wettlauf mit der Zeit. «Walcheren bis im Winter trockengelegt» war die Parole. 14 kräftige Sand-Pumpensauger, 60 Schleppboote samt Zubehör und 3000 Arbeiter mühten sich Tag und Nacht, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Sie hatten Erfolg!

Die größte Schwierigkeit bei der Wiederherstellung eines aufgerissenen Deichs kommt am Ende, wenn es sich darum handelt, die letzte Oeffnung zu schließen. Die Strömung wird um so stärker, je kleiner der Durchlaß wird. Um einer weitern Vertiefung der Rinne zuvorzukommen, wird deren Grund mit einem Steinkorsett bedeckt. Zu diesem Zweck werden große, kunstvoll aus Ruten geflochtene Matratzen, sogenannte Sinkstücke, bereitgemacht, welche man hernach schwimmend an den Ort ihrer Verwendung führt. Hier werden sie mit Bruchsteinen belastet und versenkt. Dann schickt man noch so viele Steine nach, bis auf jeden Quadratmeter 1000 Kilogramm davon liegen. Eine ausgesprochen holländische Arbeit! Beim Schließen der Rinnen kommt ein Augenblick, da man mit Lehmaufschüttungen keine Fortschritte mehr erzielen kann. Der völlige Schluß wird dann gewaltsam erreicht, indem man feste Körper, sei es ein Schiff, sei es einen oder eine Anzahl von Betoncaissons, versenkt und die Durchlaßstellen unter und neben diesen Körpern hernach in einem oft verbissenen Kampf mit dem Wasser auffüllt. Der Deich, soweit gefördert, beansprucht, bis er zu seiner fertigen Form aufgebaut ist, eine weitere monatelange, mühsame Arbeit. Anfangs September glückte es zuerst, den Durchlaß in Vlissingen zu schließen. Das gab Mut, aber die See ließ ihre Beute nicht los. Am 25. September brach der neuerrichtete Deich wieder durch. In einem heldenmütigen Kampf glückte es, die böse See ein zweites Mal zu schlagen. Im Monat Oktober folgten die Erfolge sich rasch: am 2. Oktober der Deich bei Vlissingen, am 12. Oktober Westkapelle, am 23. Oktober Veere. Damit war derjenige Teil Walcherens, welcher westlich des Kanals Vlissingen—Veere liegt, von der See wieder abgeschlossen. Man konnte anfangen, das Wasser fortzuschaffen. Am 15. Dezember war in diesem Teil der Insel der normale Wasserstand erreicht, 14000 Hektaren kostbaren Landes wieder gewonnen. Alle Kräfte wurden nun auf die Stelle beim alten Fort Rammekens gerichtet. Am 1. Dezember versuchte man, hier den letzten Durchlaß zu schließen, dabei verwendete man einen Riesencaisson, welcher vordem ein Unterstück jenes künstlichen Hafens gebildet hatte, den die Engländer bei der Invasion vor der französischen Küste anlegten. Der Versuch mißglückte. Die See war zu stark, der Caisson sackte ab, und es formten sich neue Ausschwemmungen, wobei Tiefen bis zu 27 Meter gemessen wurden. Aber der Mensch gab den Kampf nicht auf. Ueber Weihnachten und Neujahr wurde durchgearbeitet. Am 24. Januar 1946 konnte ein neuer Versuch unternommen werden, er glückte. Am 22. Februar war Walcheren endgültig gerettet. Nun hoben sich auch die letzten 2000 Hektaren langsam aus dem Wasser heraus, und man konnte nun anfangen, das Zerstörte wieder herzustellen und das Verschwundene neu aufzubauen. Bei diesem Wiederaufbau denkt man an die frühere landschaftliche Schönheit, zugleich auch an Wegverbesserung, an die Wiederverteilung und Gesundung der landwirtschaftlichen Güter, um die Grundlage für eine neue, schöne und bessere Zukunft zu schaffen.

Walcheren zeigt der Welt, daß die Niederlande kein müdes Land sind. Diese Insel gibt das Bild eines fleißigen Volkes, eines Volkes, das nicht neben seiner Bürde sich niedersetzt, sondern trotz fast unüberwindlicher Schwierigkeiten versucht, die Folgen einer fünfjährigen Besetzung und Kriegsgewalt so schnell wie möglich zu überwinden. *W. Metzelaar*

DIE ODYSSEE DER HOLLÄNDISCHEN KUNSTSCHÄTZE

Während sich im August des Jahres 1939 in Genf die Menge ausländischer Besucher noch vor den Meisterwerken des Pradomuseums drängte, schloß das Rijksmuseum in Amsterdam, besorgt über die Verfinsterung des politischen Himmels, seine Tore für das Publikum. Der weitaus größte Teil des tragbaren Gutes wurde nach dem Norden des Landes geschafft. Gegen 2000 Gemälde, darunter etwa 50 Schützenstücke, die ganze Teppich- und Glasmalereiensammlung, über 30000 Stücke von künstlerischem und geschichtlichem Wert mußten weggeschafft werden. Außer den unersetzlichen Büchern brachte das Rijksmuseum etwa 300000 Zeichnungen und Drucke in Sicherheit.

Obgleich bereits Pläne für bombensichere Keller bestanden, wurden diese, mit Ausnahme von dreien, erst nach dem Mai des Jahres 1940 fertig. Dr. J. Kalf, der Direktor des Rijksbureaus für Denkmalschutz, hatte in einem ausführlichen Rapport im Jahre 1938 schon genaue Vorschriften für den Fall eines Krieges entworfen. Ihm ist auch der Bau der staatlichen Bergungskeller zu danken, welche für den holländischen Kunstbesitz von so unberechenbarer Bedeutung gewesen sind. Die meisten Museen brach-

Im November 1940. Ein großes Bild auf dem Wege in den Schutzkeller von Heemskerk.

Der bombensichere staatliche Unterkunftsort für Kunstschätze bei den Dünen bei Heemskerk, bevor noch die schützende Lage von zwölf Meter Sand darauf geschüttet wurde.

ten anfänglich einen Teil ihrer Habe in eigenen Kellern oder in festen Bankkammern unter, doch hatten diese Maßregeln nur vorläufigen Charakter, da die Museumskeller im besten Fall nur eben splitterfrei waren. Eine Ausnahme davon bildete der Keller des Mauritshuis, Im Haag, welcher durch eine meterdicke Mauer und eine Abdeckung von 1,80 Meter armierten Betons verstärkt wurde. Ein zweiter staatlicher Bergungsplatz wurde für das Rijksmuseum im Nationalpark von Hooge Veluwe im Gelderland gebaut. Der dritte bombensichere Ort, der vor dem Ueberfall der Deutschen fertig wurde, befand sich in den Dünen unter Castricum und war von der Stadt Amsterdam gebaut worden.

Rembrandts «Nachtwache» wurde mit einer großen Anzahl anderer Schützenstücke im Schloß Radboud te Medemblik untergebracht, das übrige wurde auf die Turnsäle der Schulen Nordhollands verteilt. Am vierten Kriegstag, Montag, dem 13. Mai 1940, wurde beschlossen die «Nachtwache» nach dem bombensichern Bergungsort von Castricum zu bringen, da der ursprünglich erwählte Zufluchtsort nicht länger sicher schien. Da der Unterstand von Castricum nicht für die großen Ausmaße der Schützenstücke berechnet war, mußte die «Nachtwache» auf einen Zylinder aufgerollt werden, in welchem Zustand das Stück bis nach der Befreiung geblieben ist.

Im November 1940 waren die staatlichen Bergungskeller in den Dünen von Heemskerk bereit und anfangs Mai 1941 die von Zandvoort. Der Inhalt der vorläufigen Abstellplätze von Nordholland wurde dann rasch nach Heemskerk gebracht, wo am 31. Mai 1941 auch die «Nachtwache» eine Unterkunft fand. Als der Bergungskeller in den Zandvoortschen Dünen benutzbar wurde, haben auch folgende andern Museen ihren kostbarsten Besitz dort in Sicherheit gebracht: Museum Boymans, Rotterdam; das Mauritshuis, Im Haag; De Lakenhal, Leiden; das Rijksmuseum für Völkerkunde, Leiden; das Rijksmuseum van Oudheden, Leiden; das Gemeentemuseum, Im Haag; das Frans Halsmuseum, Haarlem; das Schiffahrtsmuseum, Amsterdam, und die Museen von Alkmaar, Dordrecht, Gouda und Leeuwarden.

Wie sehr man hoffte, daß die Kunstschätze nun endlich im Herzen der niederländischen Dünen ruhig auf das Kriegsende sollten warten können: die Deutschen hegten alsbald Pläne, welche diese Hoffnung zunichte machten. Unter dem bekannten Schlagwort «alles von vorneherein einberechnet» begannen sie gegen Ende 1941 mit den vorbereiteten Maßnahmen für die Räumung des Küstenstreifens, der einen Teil des unüberwindlichen Atlantikwalls bilden sollte. Es wurde beschlossen, daß die besten Stücke der in diesem Gebiet untergebrachten Kunstwerke anderswohin geschafft werden sollten. Die allgemeine Ausräumung der Schutzkeller konnte man nachher mit Augen sehen. Gegen den 1. März 1942 wurde im St. Pietersberg bei Maastricht, 35 Meter unter der Erde, ein Schutzraum fertig, wo der ausgeräumte Museumsbesitz untergebracht werden konnte. Am 24. März 1942 fand der erste Transport statt, mit dem auch die «Nachtwache» weggeführt wurde. Unterdessen ersuchten die in den Dünenkellern zurückgebliebenen Kunstschätze auch um ein Unterkommen in einer sicherern Zone. Die Wahl fiel auf die Provinzen Overijssel und Drente. Mitte Mai 1942 wurde mit dem Bau des mächtigen staatlichen Bergungskellers in der Nähe von Paaslo, ebenfalls in Overijssel, begonnen. Dieser Schutzkeller von runder Form ist durch Mauern von 4,5 Meter Dicke geschützt. Das Eisenbetondach erreicht an der Spitze eine Dicke von 9 Metern. Für den Bau wurden gebraucht: 7000 Kubikmeter Beton, 2,5 Millionen Kilogramm Zement und 750000 Kilogramm Eisen.

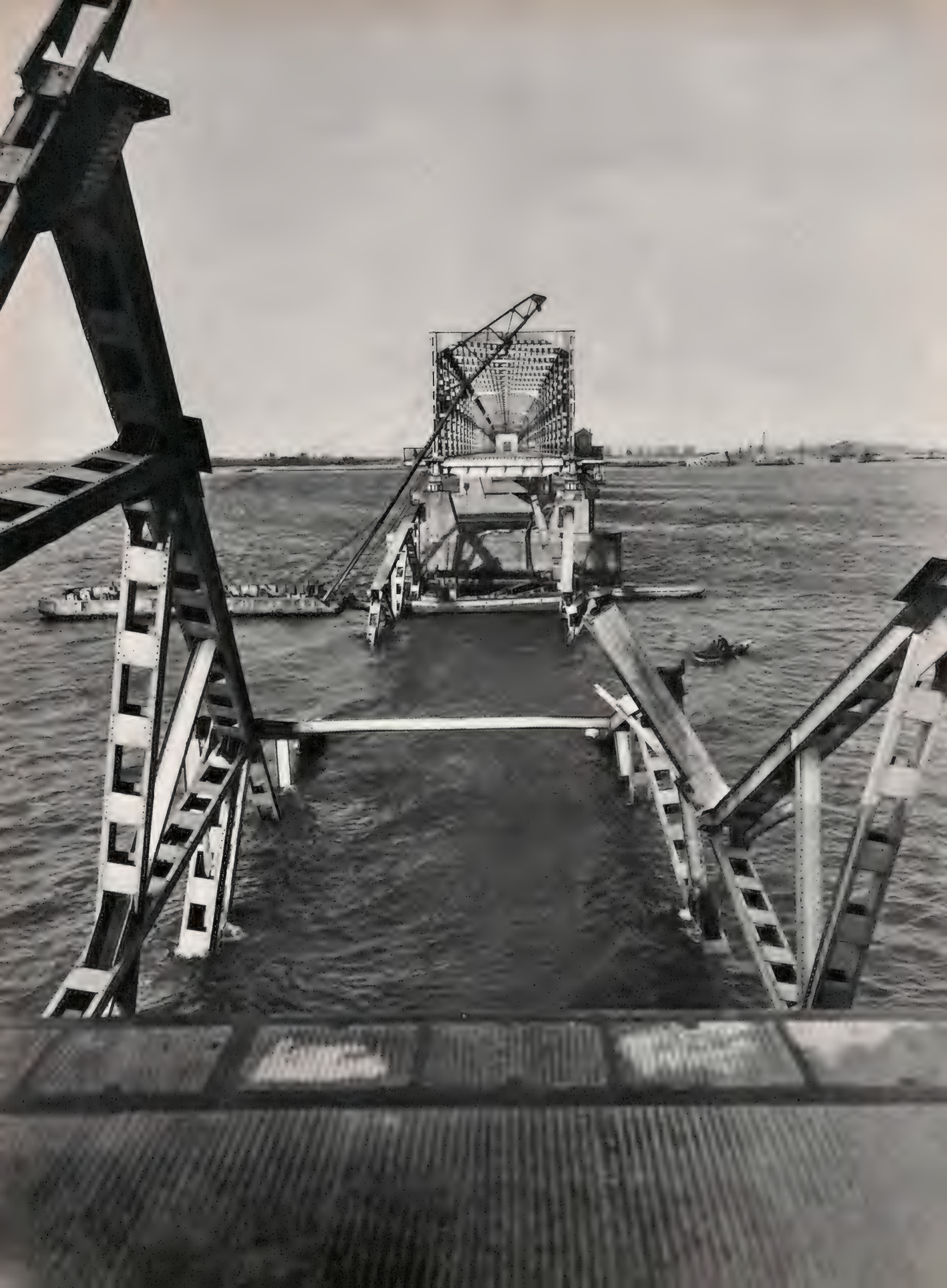
Die Bilder wurden, gleich wie in andern Schutzkellern, an stählernen Rechen aufgehängt, die, auf Schienen verschiebbar oder um eine Achse drehbar, den Bewachungsleuten der Keller erlaubten, den Zustand der Bilder täglich nachzuprüfen. Ein wunderliches Spiel des Schicksals wollte es, daß die streng abgeschlossene Küstenzone mittlerweile wieder für die Bedürfnisse der Kunstschätze und Archive zur Verfügung gestellt wurde. Widersprechende deutsche Befehle ermöglichten solche Vorkommnisse. Anfang 1943 wurden die kostbaren Räume wieder freigegeben. Von diesem Umstand zogen eine Anzahl Museen, Stiftungen und Privatbesitzer Nutzen. Nun wurde die Ruhe der Kunstschätze bis zur Befreiung nicht mehr gestört. Nach dem Zusammenbruch des deutschen Heeres in den Niederlanden bestand für die verschiedenen Lagerorte keine Gefahr mehr, so daß der geschichtliche 5. Mai nicht nur dem niederländischen Volk die Freiheit brachte, sondern auch die Gewähr für die Befreiung des Kunstbesitzes von der Kriegsgefahr.

Daß das niederländische Museumsgut so sicher durch die Brandung gebracht wurde, ist vor allem der ausgezeichneten Vorsorge der zuständigen amtlichen Stellen zu verdanken. Die acht staatlichen Schutzkeller samt demjenigen der Stadt Amsterdam gaben nicht nur Sicherheit für die Museumsgüter, für Kostbarkeiten aus Privathäusern und Stiftungen, sondern wirkten auch in anderm Sinne als Abwehr: kein feindlicher Vorwand, wie listig auch erfunden, konnte angesichts der unverwüstlichen Kellermauern aufrecht erhalten werden, daß nämlich diese Kunstschätze anderswo, zum Beispiel in Feindesland sicherer könnten aufbewahrt werden.

Das niederländische Volk ist dankbar dafür, daß seine Kunstschätze aus der Weltkatastrophe gerettet worden sind, derart, daß es diesen seinen Adelsbrief unangetastet spätern Geschlechtern übergeben kann.

H. P. Baard

JAN VERMEER VAN DELFT: *Der Liebesbrief. Amsterdam Rijksmuseum. Farbphoto Conzett & Huber*



DIE SCHWEIZER SPENDE — UND WEITER...?

VON R. OLGIATI

Noch kein Jahr ist seit dem offiziellen Kriegsende in Europa verflossen, noch kein Jahr, seitdem die letzten Bombengeschwader ihre verderbenbringende Last auf die Städte und Dörfer unseres schwergeprüften Kontinentes fallen ließen und die Geschütze ihre letzten Granaten auf eine verzweifelte, den Frieden ersehnende Menschheit warfen. Wohl ist heute der zweite Weltkrieg Vergangenheit; doch es genügt ein Blick in die Tagespresse, um auch uns glücklich verschonte Schweizer erkennen zu lassen, daß Europa noch weit von jener Ruhe und Sicherheit entfernt ist, die vielfach vom Kriegsende erwartet wurde. Dem Gespenst des Krieges folgte das Gespenst der Nachkriegszeit. Millionen von Menschen leiden heute Hunger. Die statistischen Angaben über die Kindersterblichkeit infolge Unterernährung sind erschütternd, die Meldungen über die ständige Zunahme der Tuberkulose und anderer Krankheiten als Folge der zahlreichen Entbehrungen erwecken größte Besorgnis. Auch heute noch leben ungezählte Menschen in Kellern und Notunterständen, der Nässe und Kälte ausgeliefert. Millionen von Flüchtlingen und Gefangenen warten auf die Stunde der Heimkehr; Unzählige haben ihre Heimat für immer verloren oder erwarten stündlich mit Bangen ihre Wegweisung von Haus und Hof. Und dies alles bald ein Jahr nach Kriegsende! Nicht überall war vom Ende der Kampfhandlungen auch das Ende der durch den Krieg verursachten Not erwartet worden. Schon am 9. November 1943, also noch mitten im Kriege, wurde in Atlantic City das Nothilfswerk der Vereinten Nationen, die UNRRA, gegründet. 44 Staaten verpflichteten sich, 1 Prozent ihres nationalen Einkommens diesem gewaltigen Hilfswerk zur Linderung der Not in den kriegsgeschädigten Ländern zur Verfügung zu stellen. (Nach diesem Schlüssel berechnet, würde sich ein Beitrag der Schweiz auf 80 bis 100 Millionen Franken beziffern.) Schon von Anfang an wurde damit gerechnet, daß die UNRRA erst nach Kriegsende vor ihre schwierigsten Aufgaben gestellt sein werde.

Je mehr sich der Krieg seinem Ende näherte, um so stärker machte sich auch in der Schweiz die Bereitschaft des Volkes geltend, aus innerer Verpflichtung heraus den Kriegsopfern zu helfen. Am 13. Dezember 1944 wurde deshalb auf Antrag des Bundesrates von der Bundesversammlung einstimmig der «Bundesbeschluß über Beitragsleistung des Bundes zugunsten der Schweizer Spende an die Kriegsgeschädigten» gefaßt. Der bewilligte Beitrag betrug 100 Millionen Franken. Im Laufe des folgenden Frühjahrs und Sommers wurden in der großen öffentlichen Sammlung fast 50 Millionen von Volk, Kantonen und Gemeinden aufgebracht. Durch diese Gabe zeigte das Schweizervolk, daß es der Not im Ausland nicht gleichgültig gegenüberstehen wollte und daß es bereit war, aus seiner kriegsbedingten Isolierung herauszutreten. Beinahe anderthalb Jahre sind verflossen, seitdem die Schweizer Spende ins Leben gerufen wurde. Heute, da sich ihre Arbeit und Wirksamkeit bereits einigermaßen überblicken lassen, gibt es eine Reihe von grundsätzlichen Fragen, welche die vielen bekannten und unbekannten Geldgeber und nicht auch zuletzt die Leitung der Schweizer Spende selbst beschäftigen. Was ist aus den lebendigen Impulsen geworden, die seinerzeit zur Gründung der Schweizer Spende geführt haben? Was wurde tatsächlich erreicht? Wo zeigten sich Schwierigkeiten? Und schließlich: Wohin weisen die gemachten Erfahrungen und die gewonnenen Erkenntnisse? Es kann nicht der Zweck dieses Aufsatzes sein, eine umfassende Darstellung der bisher geleisteten Hilfe der Schweizer Spende zu geben. Wir beschränken uns daher auf einen summarischen Ueberblick. Bis heute wurden in 18 Ländern mehr oder weniger große Hilfsaktionen durchgeführt. Naturgemäß begann die Arbeit der Schweizer Spende im Westen Europas, wo der Krieg am frühesten praktisch aufhörte und sich daher auch die ersten Möglichkeiten für eine Hilfe von außen ergaben. Mit dem offiziellen Kriegsschluß konnte die Arbeit auch in Italien und in Mitteleuropa aufgenommen werden, während eine Hilfeleistung an gewisse Ostländer infolge der Transportschwierigkeiten und der zeitweiligen Unmöglichkeit, ein zuverlässiges Bild von der Situation in jenen Gebieten zu erhalten, erst verhältnismäßig spät einsetzen konnte.

Entsprechend den Bedürfnissen, den regionalen Verhältnissen und den gegebenen Möglichkeiten nahm die schweizerische Hilfstätigkeit in den verschiedenen Gebieten verschiedene Formen an. Vorerst wurde jeweils das Hauptgewicht auf eine Hilfe in unmittelbar lebensrettendem Sinne gelegt. Durch Verteilung von Lebensmitteln, Kleidern, Medikamenten und Errichtung von Baracken als Notunterkünfte konnten zahlreiche Kriegsgeschädigte mit dem absolut Notwendigen versehen werden. In Frankreich geschah dies vorwiegend in vielen kleineren Aktionen, während andernorts, so z. B. in Holland, einige ausgesprochene Großaktionen durchgeführt wurden.

Auf dem Gebiet der sanitarischen Hilfe beschränkte sich die Schweizer Spende nicht auf die Sendung von Medikamenten und Impfstoffen, sondern es wurden vielfach Aerztemissionen in die Notgebiete geschickt, sei es zur Auswahl der bei den Hilfsaktionen zu berücksichtigenden Personen, sei es zur Feststellung von Krankheiten — wodurch eine Isolierung der Patienten ermöglicht wurde — sei es schließlich zur Behandlung der Kranken, wie z. B. im Lazarett für italienische Rückkehrer in Meran, oder zur eigentlichen Seuchenbekämpfung im Großen. Vielfach wurden auch Spitäler mit den notwendigen Einrichtungsgegenständen und Instrumenten versorgt. In Italien übernahm die Schweizer Spende die sanitarische Betreuung einer ganzen Provinz.

Großes Gewicht legte die Schweizer Spende von Beginn ihrer Tätigkeit an auf die Kinderhilfe. So wurden in zahlreichen Gebieten Säuglingsheime, Kinderhorte sowie Kindergärten eingerichtet, wo die Kinder genährt, gekleidet und gepflegt werden. Mit der Durchführung dieser Aktionen wurde meist Schweizer Fürsorgepersonal betraut.

Da wo der Waal aufhört ein Fluß zu sein, überspannt die Brücke von Moerdijk das Wasser. Einst der schnellste Verbindungsweg von Rotterdam nach Antwerpen, ist sie heute an zwei Stellen unterbrochen. Auf der einen Seite der freie Blick zur See, auf der andern die zerstörte Eisenbahnbrücke.

Neben dieser direkten Hilfe, deren Ziel es ist, so viele Menschen als möglich vor dem drohenden Untergang zu retten, hat die Schweizer Spende auch Hilfe auf weitere Sicht geleistet. So wurde durch die Verteilung von Werkzeugen, von Baumaterial und landwirtschaftlichen Geräten sowie durch die Einrichtung von Nähstuben und Werkstätten der notleidenden Bevölkerung der Weg zur Selbsthilfe geebnet. Auch die Entsendung von Ackerbaukolonnen in jene Gebiete, in denen es an den notwendigen Arbeitskräften und an Zugtieren für die landwirtschaftlichen Arbeiten fehlte sowie von Handwerkerequipen für die Wiederinstandstellung der noch reparierbaren Wohnstätten diente diesem Zweck. Ein besonders erfolgreiches Unternehmen war die Errichtung von vier Barackendörfern auf der Insel Walcheren, wodurch für 2000 Arbeiter, welche mit der Wiederherstellung der zerstörten Dämme beschäftigt waren, die unbedingt notwendige Unterkunft geschaffen wurde. In jenen Ländern, in welche aus transporttechnischen Gründen keine Massengüter gesandt werden konnten, konzentrierte sich die Schweizer Spende auf eine spezialisierte Hilfe. Es seien in diesem Zusammenhang lediglich die Veterinär- und die chirurgisch-orthopädische Mission in Jugoslawien sowie die Sendung von pharmazeutischen Spezialprodukten nach Bulgarien erwähnt. Ein Ueberblick über die verschiedenen Hilfsarten der Schweizer Spende wäre unvollständig, würde man nicht auch auf die Hospitalisierung von kranken Angehörigen der kriegsgeschädigten Länder in der Schweiz hinweisen. Es handelt sich hier vor allem um Tbc-Kranke und um tuberkulosegefährdete Kinder. Daneben fanden aber auch eine Anzahl von kriegsverletzten und sonstwie gesundheitlich geschädigten Jugendlichen und Frauen in unserem Lande Aufnahme.

Die gewaltige Aufgabe, vor welche sich die Schweizer Spende bei Beginn ihrer Tätigkeit gestellt sah, die Notwendigkeit, angesichts der Größe der Not rasch, in größtmöglichem Umfang und an der entscheidenden Stelle zu helfen, verlangte eine weitgehende Zusammenfassung und Koordination aller schweizerischen Hilfsbestrebungen. Eine Zersplitterung der Kräfte durfte nicht riskiert werden. Da aber die Hilfe aus menschlicher Sorge um menschliche Not entsteht und es beim rechten Helfen nicht nur auf die Organisation und die technischen Hilfsmittel, sondern mindestens so sehr auch auf den Helfer und dessen Hingabe ankommt, war die Schweizer Spende von Anfang an darauf bedacht, allen gesunden Regungen schweizerischen Helferwillens die Mitarbeit an ihrem Werke zu ermöglichen. So sind insbesondere alle schweizerischen Hilfsorganisationen als ausführende Organe (Aktionsträger) der Schweizer Spende tätig. Damit erspart sie sich einen allzugroßen eigenen Apparat und verankert ihr Werk in den verschiedensten Volkskreisen. Gewiß bringt das System der Aktionsträger auch mancherlei Schwierigkeiten mit sich, aber es ist ein Kompromiß, der unserem föderalistisch-demokratischen Wesen entspricht.

Von den Schwierigkeiten, denen auch die Schweizer Spende begegnet, mögen hier nur die beiden erwähnt werden, die bei einer großen Hilfsorganisation nationalen Charakters zwangsläufig auftreten. Die Forderung nach absoluter Sicherheit vor Verlusten, Mißbräuchen und Fehlleitungen bedingt größte Vorsicht und vielfältige, strengste Kontrolle; daraus ergeben sich retardierende Momente, die wiederum im Gegensatz stehen zur ebenso wichtigen Forderung nach Raschheit des Einsatzes.

Eine besondere Schwierigkeit, die bei aller Hilfsarbeit, auch im Kleinen irgendwann auftritt, wurde in besonderer Weise deutlich beim Problem der Hilfe an Deutschland. Wir meinen die Verquickung von Not und Schuld, wo Erbarmen und Zorn zugleich uns bewegen. Hier kann nur die Besinnung auf den Samaritergedanken den Weg weisen. Die Schweizer Spende muß in erster Linie dort helfen, wo die Not am größten und wo ihre Hilfe praktisch am wirksamsten ist. Eine Scheidung der Hilfebedürftigen nach Herkunft, Stand, Konfession, Rasse oder irgendwelcher anderer Zugehörigkeit, oder gar nach der relativen Schuld der Väter, würde eine Preisgabe dieses Samaritergedankens bedeuten. Wir helfen, um die Notleidenden zu retten, und dienen dadurch der Gemeinschaft, zu der sie und auch wir gehören. Im Grunde genommen will die Schweizer Spende also nichts anderes, als was Henri Dunant seinerzeit als die immerwährende Aufgabe des Roten Kreuzes ansah. Der Rotkreuzgedanke ist noch weit davon entfernt, verwirklicht zu sein, vor allem deswegen, weil sich viele Rotkreuzorganisationen noch zu stark lediglich als nationale Fürsorgeinstitutionen betrachten. Hier kann die Schweizer Spende, der es beschert ist, sich allein der Aufgabe der Hilfe an den notleidenden Brüdern jenseits der Grenzpfähle widmen zu dürfen, dem Roten Kreuz einen weitern Impuls zur Verwirklichung seiner eigentlichen Bestimmung geben. Wir dürfen hoffen, daß die Kräfte und Erfahrungen, welche die Schweizer Spende und die mit ihr zusammenarbeitenden Organisationen in dieser Nachkriegszeit sammeln, später in eine erweiterte und vertiefte Rotkreuzbewegung einmünden werden.

Wir möchten aber noch einen Schritt weiter gehen. Die Schweizer Spende als Organisation ist etwas Vorübergehendes, mag sie vielleicht auch eine etwas längere Lebensdauer haben, als man ursprünglich dachte. Sie weist aber hin auf eine neue, erweiterte, vollkommenere Form der Landesverteidigung. Landesverteidigung ist nicht nur da, wo durch militärische Rüstung und durch Schulung in der Abwehr ein Land vor kriegerischen Handlungen geschützt werden soll — wodurch ja leider bei den Nachbarn auch Mißtrauen erweckt und die Ueberzeugung an die Unvermeidlichkeit des Krieges gestärkt und damit ausgerechnet die Entwicklung gefördert wird, die man doch vermeiden möchte. Landesverteidigung ist auch da, und vor allem da, wo — wie es die Schweizer Spende tun darf — große Mittel zur Hilfe und konstruktive Arbeit in den Nachbarländern verwendet werden.

Diese Gedanken sind nicht neu, sie wurden bereits 1912 vom amerikanischen Philosophen William James entwickelt, der die Schaffung internationaler Trupps für gegenseitige Hilfe forderte, in denen die Jugend aller Länder ihre Hingabefreudigkeit und ihre Abenteuerlust in positivem Sinne befriedigen könnte — ein Gedanke, der in ähnlicher Weise auch von andern entwickelt und der im Kleinen auf freiwilliger Basis seit 1920 erfolgreich von Pierre Ceresole, dem 1945 gestorbenen, in seinem Vaterlande noch weithin bekannten großen Schweizer, mit seinem internationalen Zivildienst zu verwirklichen versucht wurde.

Wir dürfen nicht erst warten, bis große Not als Folge des Krieges uns bewußt werden läßt, daß über unsere Landesgrenzen hinausweisende Verpflichtungen der menschlichen Gemeinschaft bestehen, sondern immer mehr müssen die Völker lernen, durch Taten gegenseitiger Hilfe in Friedenszeiten ihre Verbundenheit bewußt, lebendig und stark zu machen. Erst wenn dies der Fall ist, dürfen wir hoffen, daß die immer wieder zutagetretenden Interessengegensätze zwischen den Völkern ohne den Kurzschluß des Krieges überbrückt werden können.

Die Schweizer Spende ist in ihrer Form und auch in manchen Aspekten ihrer Tätigkeit ein kurzfristiges und einmaliges Werk. Sie deutet aber den Weg zur Lösung eines Problems an, welches — weniger akut als in der heutigen Notzeit — immer von neuem gelöst werden muß: das der Sicherung übernationaler Gemeinschaft durch konstruktive Tat.

Ackerbaukolonne der Schweizer Spende arbeitend im Versoyt, bei Lyon, im Elsaß, in Luxemburg und in Italien

Die Schweizer Spende hat für mehrere Millionen Franken Kinderkleider und sonstige Textilien in allen kriegsgeschädigten Ländern verteilt.

Mangel an Schuhen! Die Schweizer Spende hat daher Tausende Paare in alle kriegsgeschädigten Länder gesandt. Schuhverteilung und Textilienabgabe in Metz. Photo Theo Frey

Schweizer Dachdecker bei der Arbeit im Auftrage der Schweizer Spende. Die Handwerkergruppe, welche in Luxemburg arbeitete, wurde im Auftrag der Schweizer Spende vom schweizerischen Arbeiterhilfswerk organisiert. Ihre Tätigkeit war anfangs 1946 beendigt.

Krankensaal im Schweizer Spende-Spital in Meran, dem ehemaligen Grandhotel Meran.

Operation im Schweizer Spende-Spital in Meran.

Die Aerztemission des Schweizerischen Roten Kreuzes in Meran betreut mit Mitteln der Schweizer Spende ein Spital mit 700 schwerkranken, heimgekehrten Italienern. Den Umständen entsprechend sind einfachste Behelfe notwendig: Destillierapparat mit Hilfe einer Schweizer Spende-Kiste in der ehemaligen Hotelbar.

Die Schweizer Spende erachtete es als Hauptaufgabe, den Kindern, die am ärgsten unter dem Krieg gelitten haben, zu helfen. Allein in Wien erhalten 25000 Kinder durch die Schweizer Spende täglich Mahlzeiten.

Schweizerisch. Arzneikisten für die Kinder-Speisungen.

Für die verwaisten und verwahrlosten Kinder hat die Schweizer Spende in Frankreich, wie auch in andern Ländern, zahlreiche Kinderheime errichtet. — Kinderheim in Metz, betreut durch die Schweizerische Caritaszentrale. Photo Theo Frey

Schweizer Arbeiter bei den Wiederaufbauarbeiten in Luxemburg.

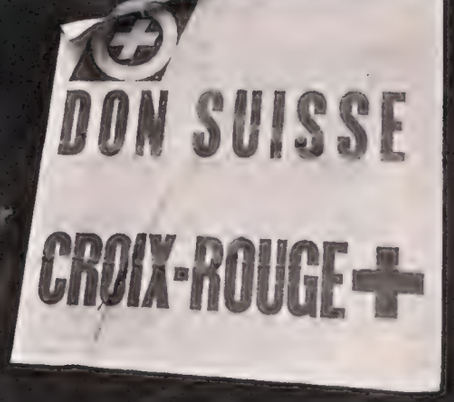
Schweizerische Handwerkerequipe in Wiltz in Luxemburg. Die Aufgabe: zerstörte Häuser wieder aufbauen. Ein ähnliches Unternehmen auch in Le Havre.

Küche in einer Wohnbaracke der Schweizer Spende. Die ganze Inneneinrichtung wurde von der Schweizer Spende geliefert.

Die Schweizer Spende hat im Sommer 1945 52 Baracken mit Inneneinrichtungen nach der Insel Walcheren gesandt und dort für 2000 Arbeiter, die die Dämme zu reparieren hatten, 4 Barackendörfer errichtet, in welchen je 500 Arbeiter untergebracht werden konnten.

Kindergarten des Roten Kreuzes in Le Havre, die Aktion finanziert von der Schweizer Spende. In allen normannischen Städten befinden sich solche Kinderstationen. Photo Theo Frey

Gegen 80000 Kinder sind von der Kinderhilfe des Schweiz. Roten Kreuzes, mit Unterstützung der Schweizer Spende, zu einem Erholungsaufenthalt in der Schweiz aufgenommen worden.



Durch enge Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz und anderen schweiz. Hilfsorganisationen hat die Schweizer Spende versucht, die Hilfe an das kriegsgeschädigte Ausland zu aktivieren und zu intensivieren.

49
50

STIMMEN AUS DEUTSCHLAND

Reise eines Deutschen in Deutschland — Tagebuchblätter

Unvergeßliches Bild — *14. Juli 1945, Güterbahnhof Kassel, frühmorgens nach einer nächtlichen Fahrt im Güterwagen.*

Ruß und Staub in allen Poren — wie einen das verwandelt, verlarvt! Ich muß mich unbedingt waschen. Lange gesucht und gefragt nach einem Waschraum. Endlich weist man mir draußen neben dem Gebäude auf offener Straße ein Kränchen. Balken liegen umher und werden dienlich, Seife, Bürste, Lappen und Rasierzeug darauf auszubreiten. Eine milchige Lache um das Leitungsrohr — man muß vorsichtig herzutreten, die Schuhe zu schonen: mit dem rechten Fuß auf einen gelben Ziegelstein, mit dem linken auf ein rostiges Blech. Zwei kleine Buben — aus Trier — kommen herbeigelaufen, der eine, schon halbnackt, ist vom Kopf bis zum Nabel mit Grind oder Pusteln bedeckt, der Bruder seift ihn ein: irgendetwas an dem Vorgang schien mir wunderlich, widerspruchsvoll, einprägsam. Erst später fiel mir ein, was das war: daß da ein Bruder dem andern half — daß da ein Paar war —, ein Geheiß der Eltern und Voreltern, das ohne Aufwand des Widerspruchs noch des Stolzes ausgeführt wurde — eine menschliche Urszene, eine Gebärde von Ordnung und Sitte mitten im Dreck, in Zerfall und Wirrnis.

Der tapfere Hans — *14. Juli 1945, nachmittags*

Nun warten wir wieder unter Tausenden irgendwo am Geleise, gegenüber einem Bahnwärterhäuschen und einem Abort — es heißt Hannoversch-Münden. Da ist noch eine Wiese mit einem Brunnen inmitten — ein Heerlager von Menschen, vielfach halbnackten wie im Luftbad; aber auch ein hannöverscher alter Herr mit gepflegtem Kinnbart im vollständigen schwarzen Anzug, Weste, Plastron, Stehkragen. (Der läßt sich nicht mehr «proletarisieren», der bleibt so, das ist ihm wie angewachsen.) Hier war es, daß ich den kleinen Hans wieder traf, nachdem ich ihm frühmorgens in Kassel zuerst begegnet war auf dem Bahnsteig. Von ihm muß ich erzählen.

In der Frühe waren es ihrer zwei gewesen, etwa Fünfzehnjährige. Ein blonder, der bereitwillig und ein bißchen übertreibend, vielleicht auch Vorteil witternd, Auskunft gab über ihr Vorhaben: sie wollten nach Hamburg (dahin wollte ich auch) und sich anheuern lassen als Schiffsjungen «unter englischer Flagge». Wie mochte ihnen das in den Sinn geraten sein! Es klang reichlich nach Bubenromanen. Der kleinere, dunklere von den beiden hatte nichts dazu gesagt, nur unter seinem spitzen Hut listig und doch insgeheim strahlend zu mir heraufgeblickt — er sah drollig aus, eine gewaltig große Nase im Gesicht und abstehende Ohren, dabei von kindlich zarter Haut. Der sternblaue Blick hatte mich nicht verlassen, ich wollte dahinterkommen, was es mit den Kindern auf sich hätte; keinesfalls sollten sie so allein weiter dahintaumeln in ihren Bubenträumen. Nun nachmittags beim Brunnen nahm ich den Kleinen beiseite und forschte ihn vorsichtig aus, ich hatte meine Vermutungen, seine Schweigsamkeit schien mir irgend etwas Schreckliches zu verschließen, ein Geheimnis, das ihn zugleich in aller seiner komischen Unscheinbarkeit so selbständig machte. Es war aber doch anders, als ich gedacht hatte. Ich verstand anfangs kein Wort, er sprach trierisches Platt, konnte schlechterdings nicht anders reden und wurde bald mürrisch, weil ich alles zweimal hören wollte. Wo er herkomme. «Aus Südfrankreich.» Es klang hell und weich und einsilbig.

Ich hätte nicht mehr herausgebracht, wäre nicht ein Landser hinzugetreten, dem der selbständige Kleine mit dem spitzen Hut und den langen Hosen nun wohl auch merkwürdig geworden war. Dieser wurde dringlicher: was er denn dort getan habe.

«Beim Volkssturm war ich», kam es wieder in einem abwehrenden Ton, und der Kindermund war abermals verschlossen.

Jetzt liefen mehr Leute zusammen, der Soldat wies mit dem Finger auf ihn und rief:

«Kuckt mal den Jungen an, sechzehn Jahre ist er, den haben sie zum Volkssturm geschickt, die Schwerverbrecher!»

Man fragt weiter. Seine Eltern seien verschwunden, er sei ganz allein. Der Soldat rät geschäftig, er solle Radio hören und auf die Suchanzeigen aufpassen. Aber das war zuviel.

«Ach was — Radio, Radio!» höhnt der Kleine, zieht den spitzen Hut ab und wischt sich eine Träne damit weg — ich weiß nicht, ob eine Träne der Trauer um die verlorenen Eltern oder des Zorns über die Ratschläge oder der Verlegenheit, daß ihm die Leute so auf den Leib rückten und ihn seine Entschlüsse nicht allein fassen ließen.

Er blieb dann bei mir, den blonden Gefährten vom Morgen hatte er verloren. Allmählich taute er auf. Er war bei jenem allerletzten Aufgebot, das Hitler und Himmler den gepanzerten alliierten Armeen entgegenschickten — mit der Panzerfaust —, bei jener Schar der Kleinsten, Schwächsten, Waffen- und Machtlosesten, bei den letzten, die noch gefehlt hatten an der Zahl der erzwungen Mitschuldigen. Irgendwo in Südfrankreich, wohin die irrende Herde verführt worden war — er weiß selbst nicht anzugeben, wo — hatte er ein Fahrrad gestohlen und war ausgerissen. Mit dem Rade war er bis nach Bingen gekommen, dann hatte er es «weggeschmeiß'», weil alles daran kaputt war, Schläuche und Mäntel, und nicht mehr zu flicken, und war zu Fuß weitermarschiert, der Kleine ganz allein.

«Ich bin aber nochmal umgekehrt, habe einen Stein genommen, die Speichen zerschlagen und die Räder herausgenommen.» Indem er dies berichtet, wendet er mir wieder seine sternblauen Augen zu, die dieses schmutzige Lausbubengesicht erleuchten, mit einem Ausdruck grimmigen Triumphes.

«Wenn ich es wegschmeiße, soll auch niemand anders mehr was davon haben», erläutert er, durchaus vergnügt. Ich habe keinen Mut zu pädagogischen Bemerkungen: wie sollte er sich denn nicht mit der ganzen Welt verfeindet fühlen, der kleine für sich ganz allein und insgeheim entschlossene Hans — mitten zwischen Millionenheeren und brennenden Städten? . . .

Der Kleine hat solide Schuhe an den Füßen, aber die langen Hosen, die er trägt, sind erheblich zerfranst.

«Die Hosen zieh' ich nicht eher aus, als bis ich in Hamburg bin.» Solche Gelübde sind wie Knochen, die man sich selbst einsetzt.

Es stellt sich noch heraus, daß er in Trier war damals, seine Mutter nicht fand, da sie nach Mitteldeutschland «evakuiert» worden war, daß er nach Thüringen gereist war und sie auch dort nicht gefunden hatte, daß er unter der Vorstellung, die Mutter könne nun gerade gekommen

Nachts zwischen 24 und 1 Uhr im Oesterreicherzug auf der Fahrt zwischen Buchs und Linz. Oesterreichische Kinder reisen nach dreimonatigem Aufenthalt in der Schweiz wieder heim

sein, noch zweimal vergebens nach der Heimat zurückgekehrt war, dann aber sich entschlossen und endgültig abgewendet hatte, um die Konsequenz daraus zu ziehen, daß er nun allein dastehe. Wenn je die Mutter wiederkommen sollte, wird sie's von der Nachbarin hören, daß ihr Sohn Hans fortgegangen sei, Seemann zu werden. Hänschen klein ging allein in die weite Welt hinein. Oh diese namenlose Angst und Trauer, die ich von früh an empfunden habe, wenn das Kinderlied gesungen oder geklimpert wurde! . . .

Uebrigens änderte Hans in Göttingen seine Route. Ein entlassener Matrose hatte ihn darüber belehrt, daß der Hamburger Hafen leer und tot sei, daß man aber in Bremen mit der Fischerei begonnen habe. Er wollte nun nach Bremen. Ich war sehr erleichtert zu sehen, daß er sich so gut zu informieren und seine Handlungen danach einzurichten wußte. So habe ich keine Furcht mehr für ihn.

Dolf Sternberger, Heidelberg

Vom aufbauenden Geist

Wir müssen wieder wagen, verantwortlich zu sein, jeder für sich. Wagen wir es nicht, so ist nicht nur das Reich, sondern auch der Mensch verloren. Wir wollen gemeinsam suchen als freie Menschen, denen Wahrheit aufgeht, wenn sie einander vertrauen. Aber wir wissen, wie schwer das in Deutschland ist. Wir wollen lernen, als Einzelne zwar streng mit uns zu sein, aber gelassen gegen den anderen zu bleiben. Wir wollen mißtrauisch gegen dunkle Antriebe sein, sie der unerbittlichsten Prüfung unterwerfen, aber aus einem liebenden Vorurteil den anderen entgegenkommen. Wir glauben nicht an sich ausschließende «letzte Standpunkte», sondern an den gemeinsamen Ursprung des Menschseins. So hoffen wir, auch in radikalen Auseinandersetzungen doch solidarisch miteinander zu werden.

Wo wir angesichts der Grenzen des Menschlichen leben, vor dem Aeußersten stehen, da gilt uns als das eigentlich Böse der Nihilismus. Wir verwerfen, auch gegen den Augenschein entsetzlicher Realitäten, die Menschenverachtung, den verruchten Zynismus. Aber aus der Verwerfung des Bösen und aus der Freiheit des Einzelnen ist noch kein Leben möglich. Der Einzelne ist er selbst nur, wenn auch der andere er selbst ist. Freiheit ist nur in dem Maße, als alle frei sind. Miteinander bauen wir nicht nur die Welt unseres materiellen Daseins, sondern den Geist und die Sitte unserer Gesellschaft. Auch der Staat, auch die Ordnung der Millionen beginnt in den Einzelnen. Aber der Einzelne ist machtlos. Er bedarf des öffentlichen Geistes, der ihn trägt. Dieser Geist ist unser aller Verantwortung. Wir wollen in öffentlicher Diskussion uns der Bindungen bewußt werden, aus denen wir leben.

Einer der möglichen Wege dahin ist die Geschichte. Wir haben keineswegs alles verloren, wenn wir nicht, in Verzweiflung wütend, auch noch das vergeuden, was uns unverlierbar sein kann: den Grund der Geschichte, für uns zunächst in dem Jahrtausend deutscher Geschichte, dann der abendländischen Geschichte, schließlich aber der Menschheitsgeschichte im Ganzen. Aufgeschlossen für den Menschen als Menschen dürfen wir uns vertiefen in diesen Grund, in die nächsten und fernsten Erinnerungen. Wir werden überall nicht nur das schaurig Ausweglose finden, sondern auch das, was uns ermutigt.

Was und wie wir erinnern und was wir darin als Anspruch gelten lassen, das wird mit entscheiden über das, was aus uns wird. Dort finden wir den Grund der Geschichte, dem wir gehorsam sein wollen — «einen anderen Grund kann niemand legen, als der von Anfang gelegt ist». Aber so wie wir fortfahren und sprechen wollen, was er sei, wird er unendlich vieldeutig. Nur durch den Ernst des Hörens auf diese Vieldeutigkeit können wir im Gehorsam zu der Gewißheit kommen, die nach außen keinen Anspruch begründet, von außen nicht zu gewinnen ist, auf die niemand sich berufen darf und aus der doch jeder von uns lebt, wenn er eigentlich lebt: der Gewißheit, gehorsam gegen Gott zu sein. — So wollen und müssen wir versuchen, wie wir uns denkend in dieser ungeheuren Not zurechtfinden.

Prof. Karl Jaspers, Heidelberg

Die zitierten Stellen stammen aus dem 1. und 2. Heft der neuen, von Dolf Sternberger herausgegebenen Zeitschrift «Die Wandlung» (verlegt von Lambert Schneider, Heidelberg). Wir zählen sie mit der Halbmonatsschrift «Die Gegenwart» (Freiburg i. Br.) zu den wertvollsten Dokumenten eines sich langsam sammelnden, auch für Europa wichtigen geistigen Deutschland.

Nächtlicher Gang

Alles Haus ist dir zu weit,
alle Welt zu schmal.
Warte nicht auf helle Zeit,
geh im Nebeltal.

Hat hier Stern an Stern gedrängt
sommerlich frohlockt?
Aller Himmel ist verhängt,
und dein Atem stockt.

Aber unter deinem Schuh
spürst du kühl betaut
zwischen Kies und Nagelfluh
Gras und frisches Kraut.

Aus der Erde steigt der Saft
immerfort erneut,
und die erste Schöpfungskraft
quillt und heilt noch heut.

Plötzlich in der Finsternis
liegst du auf den Knien.
Sei gefeit und sei gewiß.
Dir ist viel verliehn.

Werner Bergengruen

LA SUISSE DEVANT LE MONDE CONTEMPORAIN

PAR PIERRE BÉGUIN

Ces dernières semaines, on a beaucoup parlé du «malaise helvétique», de cette atmosphère lourde dans laquelle nous vivons, de ce désemparement général des esprits, de ce vagabondage intellectuel d'hommes si raisonnables à l'ordinaire, bref de toutes ces tendances qui font que nous nous épuisons en de vaines querelles et que nous grossissons comme à plaisir quelques «affaires» au demeurant fort rares. Devant les déchaînements d'une bonne partie de la presse et de nombreux politiciens, on en vient à se demander si nous ne sommes pas gênés d'avoir si peu souffert et si nous ne cherchons pas des prétextes pour porter enfin notre juste part des peines qui sont communes à tous les peuples d'Europe. Toutefois, on ne saurait souscrire à cette thèse: nous n'avons jamais été des masochistes.

Trop souvent, on a tenté d'expliquer ce phénomène par le désir que ressentent certains hommes de l'opposition d'exploiter des incidents pour discréditer et le régime et ceux qui en assument la responsabilité. A travers les chefs des syndicats de l'économie de guerre qui ont commis d'inadmissibles actes de favoritisme et qui se sont servis, au lieu de servir le bien commun, on a voulu atteindre, dit-on, tous les milieux qui dirigent l'économie suisse. A travers les officiers qui ont noué des liaisons dangereuses avec des informateurs étrangers fort peu recommandables, on a voulu atteindre, ajoute-t-on, toute l'armée qui reste, à l'intérieur comme à l'extérieur, la gardienne de l'ordre public. A travers les subordonnés, dit-on encore, on a voulu atteindre les gouvernants, afin de prouver la nécessité de procéder sans plus de retard à une relève des équipes au pouvoir. Tout cela est vrai sans doute. Mais, en se contentant de cette explication, on confondrait les effets avec les causes. Ce qui est inquiétant, ce n'est point que l'on exploite un malaise. C'est que ce malaise existe. C'est que l'opinion publique se trouve dans un état tel qu'elle accueille avec une espèce de joie mauvaise toutes les occasions qu'on lui fournit de manifester son mécontentement et son inquiétude.

En vérité, tout le mal vient de ce que nous ne nous sentons pas à l'aise dans le monde nouveau, dans cette société qui succède maintenant à celle de l'avant-guerre, dans cette communauté internationale que les vainqueurs éprouvent tant de peine à édifier. Tout au long de cette seconde guerre mondiale — ou, pour s'exprimer plus justement, de cette seconde phase de la guerre et de la révolution mondiales —, nous avons vécu dans une cruelle illusion. La plupart d'entre nous n'a pas reconnu les signes des temps. On a cru sincèrement que les grandes démocraties luttaient pour abattre un ennemi commun et que, cette besogne achevée, il ne resterait plus qu'à restaurer l'ancien état de choses. Nous avons pensé que, le cauchemar une fois dissipé, il suffirait de relever des ruines et que l'humanité, tout occupée à travailler pour refaire ce qui a été détruit, vivrait dans la concorde et l'harmonie, en d'autres termes que tous les problèmes seraient résolus comme par enchantement.

Observant maintenant la réalité, nous voyons que nous sommes loin de compte. La paix n'est pas rétablie. De nouveaux conflits s'esquissent déjà. Il apparaît que l'entente scellée entre les vainqueurs était moins solide et plus riche en malentendus et en restrictions mentales qu'on ne le pensait communément. Surtout — et c'est sans doute là une des causes essentielles du malaise helvétique —, notre Suisse allemande, si longtemps en opposition avec un Reich avec lequel elle ne se sentait plus rien de commun, n'a trouvé qu'un grand vide, là où elle espérait redécouvrir cette source indispensable où s'alimentent dès toujours sa culture et sa vie spirituelle. En quelque sorte, elle se trouve dans une situation morale sensiblement identique à celle que nous avons connue, nous autres Romands, quand — au temps de Vichy et de la collaboration — nous ne reconnaissions pas les traits éternels de cette France qui nous a toujours inspirés et rassurés, parce qu'elle nous a donné notre équilibre intellectuel. Il n'en faut pas plus pour être désemparé. Il n'en faut pas plus pour expliquer le malaise helvétique.

Il convient maintenant de le dissiper. A cet effet, nous avons le devoir de réétudier notre situation dans le monde, de procéder à un examen de conscience approfondi, d'éliminer toutes les idées qui ne sont pas réellement vécues et qui ne sont plus que des habitudes de pensée, de refaire enfin l'unité entre les principes dont nous nous réclamons et une réalité dont nous avons à peine eu le temps de dresser l'inventaire. C'est précisément ce divorce entre le réel et les lois auxquelles obéit notre esprit, qui angoisse nos cœurs et qui pousse quelques-uns d'entre nous à vouloir trouver à tout prix des responsables de l'inquiétude que nous ressentons. Le bruit que l'on fait autour de quelques scandales n'est qu'un exutoire, une fuite devant une réalité que nous ne nous décidons pas à regarder en face. Telle est l'origine de toutes nos faiblesses.

Toutefois, mettre de l'ordre dans nos idées, repenser notre politique intérieure et extérieure, cela ne saurait signifier que nous renierons les valeurs dont les Suisses se sont toujours réclamés, ces valeurs qui ont permis à notre pays de se constituer et à notre communauté nationale de se cimenter solidement. Il s'agit très simplement de se rendre compte qu'il n'est pas de vérité valable pour tous les temps, plus précisément: qu'aucune vérité ne peut être féconde, si elle n'est pas précisée à la lumière de l'expérience, nuancée au gré de l'évolution historique, affinée sans cesse grâce à une clairvoyante recherche, à une honnête quête intellectuelle et morale. Cette tâche peut paraître excéder nos forces. Quelques-uns seulement, les meilleurs d'entre nous, semblent capables de l'assumer avec succès. On veut espérer qu'ils se révéleront de véritables guides et que notre peuple, en les suivant, obéira avec autant de tranquille assurance à cet instinct national qui, toujours jusqu'ici et dans des situations non moins tragiques, l'a sauvé et lui a montré le chemin à suivre.

Une première difficulté surgit, si l'on considère notre situation extérieure. Jusqu'ici, la politique suisse n'a eu qu'un but: maintenir l'indépendance nationale. A cet effet, la neutralité n'a jamais été qu'un moyen. Elle n'a jamais été une fin en soi. Sous le régime de l'équilibre européen, alors que les grandes puissances avaient en quelque sorte convenu d'une trêve qu'ils tentaient de faire durer aussi longtemps que possible, également sous le régime de la sécurité collective qui était la loi suprême de la Société des Nations, alors que les mêmes puissances essayaient de donner une forme juridique à cet équilibre, la neutralité était notre seule ressource. Maintenant, les esprits ont évolué. L'indépendance reste le bien précieux de tous les peuples, comme la liberté individuelle est la valeur que voudraient voir triompher tous les hommes. Cependant, on est prêt aujourd'hui à faire de lourds sacrifices de souveraineté pour asseoir cette indépendance sur des bases solides, tandis que, jadis et naguère, on était convaincu que l'indépendance était inséparable d'une souveraineté absolue. Cette tendance, ce courant d'époque nous étonnent. Malgré tout, il devrait nous être familier. La Confédération helvétique s'est-elle constituée autrement? N'a-t-elle pas tiré sa seule force — qui est faite à la fois de sa cohésion et du respect de toutes les diversités — des sacrifices que les cantons ont faits sur leur autonomie? Ne devrions-nous pas être des premiers à souhaiter que l'Europe, puis le monde, s'unissent en un tout étroitement solidaire, précisément grâce à des sacrifices analogues? Ne devrait-il pas nous être beaucoup plus facile qu'à d'autres d'opérer une heureuse synthèse entre les principes qui ont toujours été les nôtres sur le plan national et ceux que tant de peuples voudraient voir appliqués aujourd'hui et demain sur le plan international? Poser la question, c'est la résoudre et c'est dire qu'il n'y a sans doute pas dans le monde entier un seul peuple qui comprenne mieux le langage qu'ont tenus les membres fondateurs des Nations Unies dans le préambule et dans les premiers articles de la Charte de San Francisco, dans cette proclamation de principes dont on pourrait croire que, dans leur esprit sinon dans leur lettre, ils ont été empruntés à notre constitution fédérale.

Malheureusement, nous avons trop souvent l'impression que ces principes sont de simples clauses de style, qu'elles sont une décoration destinée à cacher les grandes lignes de l'édifice international et qu'en vérité, trois grandes puissances se sont arrogé le droit de régler à leur convenance les affaires internationales. On a assisté à plus d'une tentative pour élargir le cercle de ces élus dans les mains desquels tiennent les destinées du monde. Toutes ces tentatives ont finalement échoué. Les Trois ont essayé vainement de devenir Cinq, puis Treize. D'aucuns appellent de leurs vœux le jour où ils ne seraient plus que Deux, comme s'il devait jamais être possible d'établir un équilibre digne de ce nom par l'opposition de deux forces contraires, comme si cet équilibre ne dépendait pas en première ligne de l'association des forces secondaires — de ces forces éminemment pacifiques, précisément parce qu'elles sont modestes et qu'aucune d'entre elles ne peut rêver de l'emporter sur toutes les autres — à l'œuvre de la paix. La Suisse est précisément une de ces forces secondaires. Elle se sent solidaire de toutes les autres, même de celles qui ne se manifestent pas aujourd'hui dans notre pauvre Europe, parce qu'elles sont tenues en une redoutable sujétion, mais qui nous dispenseraient toutes leurs vertus, si elles étaient libres de s'exprimer. Notre pays rendra sans doute un réel service à ses nations sœurs et au monde entier, si elle continue à servir la cause de l'indépendance nationale, si elle en garde la passion, mais en sachant reconnaître cependant qu'il ne saurait y avoir de réelle autonomie pour personne sans de substantiels abandons de souveraineté en faveur d'une organisation internationale au sein de laquelle chaque membre se sentirait libre réellement, parce qu'égal en droits.

Abandons de souveraineté? Ces trois mots indignent certains d'entre nous, tant ils font injure à notre fierté nationale. Toutefois, si l'on s'efforçait de serrer la réalité de plus près, on devrait convenir que nous avons déjà consenti dès longtemps des sacrifices de ce genre. En souscrivant à d'innombrables conventions internationales, nous avons limité de propos délibéré notre liberté de mouvement. Et nous ne l'avons point fait pour servir notre intérêt, mais pour nous associer aux efforts tentés par d'autres nations, afin de faciliter les échanges entre les peuples, et de rendre la vie des autres plus humaine et plus digne d'être vécue. On ne voit pas pourquoi la même pensée ne pourrait pas nous dicter des sacrifices analogues sur le plan politique, même si nous tenons à conserver une neutralité qui, en temps de guerre, sera à la fois la caution de notre sécurité et la condition des services humanitaires que nous pourrons rendre à des victimes innocentes de la folie commune.

Au fond, le problème que le monde doit résoudre, c'est celui-là même que nous avons résolu dès longtemps sur le plan politique, dans cette communauté nationale où la liberté de chaque individu n'a d'autre limite que le respect de la liberté d'autrui. C'est celui aussi qui attend encore sa solution sur le plan économique et social, parce que le libéralisme absolu est une doctrine dépassée par les événements, surtout depuis que son application sans nuances a permis l'avènement des grandes puissances financières anonymes et, par voie de conséquence, l'apparition du prolétariat, de cette masse qui souffre — plus encore moralement que matériellement — de ne participer en rien à la direction de l'économie, alors qu'il nous paraît aller de soi que chacun prenne sa part de responsabilité dans la conduite de notre démocratie politique. Ici de nouveau, sous prétexte de laisser s'épanouir les vertus irremplaçables de l'initiative privée, on s'en est remis à quelques puissants du soin de diriger et de coordonner les forces du travail et l'on a négligé toutes ces forces secondaires que représente la grande masse des êtres humains qui, comme les petites nations rêvent d'indépendance et d'autonomie, aspirent à une vraie liberté et désirent assumer, chacun dans la mesure de ses possibilités naturelles, sa part de responsabilités, de ces responsabilités sans lesquelles il n'est pas de plénitude de vie. C'est assez dire qu'ici comme là, des sacrifices devront être consentis, non point au détriment des uns et au profit exclusif des autres, mais afin que les droits des uns ne connaissent d'autre limite que le respect des droits d'autrui.

C'est une erreur profonde que de faire deux domaines distincts de la politique intérieure et de la politique extérieure. Elles doivent obéir, l'une et l'autre, à des principes identiques. L'unité spirituelle — à défaut de laquelle les individus sombrent dans la folie et les peuples dans le chaos — est à ce prix. Pour nous, au seuil de cette ère nouvelle que doit inaugurer la fin des hostilités dans le monde, notre route est toute tracée. Les valeurs que nous voulons servir sont étroitement apparentées: l'indépendance pour les peuples, mais une indépendance qui ne doit pas être exclusive d'un ordre harmonieux et qui n'a rien de commun avec le nationalisme; la liberté pour les hommes, mais une liberté qui ne soit pas exclusive d'une juste hiérarchie et qui n'a rien de commun avec l'anarchie et la licence. Et si l'on vient nous dire que cette entreprise est vaine, que des forces invincibles la feront avorter et que nous devrons nous incliner devant elles, nous n'en persévérerons pas moins dans notre propos, car nous ne pouvons chercher d'autre justification qu'une conscience en repos.

DIE ZUKUNFT DER KINDER EUROPAS

NOTSTAND UND HILFE

VON ELISABETH ROTTEN

In seiner Studie über die Notlage der europäischen Kinder nach diesem Kriege meint der Genfer Diplomvolkswirt *Holger Hofmann*, vielleicht werde eine spätere Forschung die Hauptursache des zweiten Weltkriegs in der mangelnden menschlichen Erkenntnis der Wirkungen von Krieg und allgemeiner Erschütterung der Verhältnisse auf die Jugend nach dem ersten Weltkrieg finden.

Jedenfalls ist in der heutigen Nachkriegszeit die Auffassung von dem, was die Völker einzeln und gemeinsam der durch den Krieg gegangenen Jugend schulden, eine wesentlich andere als diejenige von 1919. Neben den unerläßlichen und unaufschiebbaren Werken der materiellen und gesundheitlichen Ersthilfe äußert und vertieft sich die Besinnung über neue Aufgaben der Jugenderziehung, wie sie, unter voller Wahrung national-kultureller Eigenart, nur auf übernationaler Basis in Zusammenarbeit aller gelöst werden können.

An der Pariser Friedenskonferenz 1919 war von Erziehung nicht die Rede. Zwar reichten zwei große Frauenorganisationen Petitionen für den Ausbau des Erziehungswesens im völkerverbindenden Sinne und im Schutze eines Internationalen Erziehungsamtes ein; doch fanden sie keinen Widerhall. Als 1921 der Franzose *Léon Bourgeois* an der zweiten Völkerbundsversammlung ein solches Amt als Funktion der neuen Institution beantragte, wurde der Vorschlag verworfen; in der «Internationalen Kommission für geistige Zusammenarbeit» fand die Erziehung als gemeinsames Problem keine Stätte und nur ganz gelegentliche Behandlung. Ein kleiner Kreis Einsichtiger, der die Unausweichlichkeit der Aufgabe erkannte, gründete 1925 in Genf unter Führung der Schweizer *P. Bovet* und *Ed. Claparède* privatim das «Internationale Erziehungsbureau», von dem durch zwei Jahrzehnte in zielbewußter, hingebender Arbeit Impulse ausgingen, die den Weg für heute im Weltmaßstab Angebahntes gezeigt haben.

Diesmal haben sich schon während des Krieges die alliierten Erziehungsminister zu regelmäßigen Beratungen zusammengeschlossen, und die Charta von *San Francisco* fordert in Art. 55 «die internationale Zusammenarbeit in den Angelegenheiten der Kultur und Erziehung». Als Organ dafür — und zwar als die erste, faktisch und praktisch ins Leben gerufene Einrichtung der Vereinten Nationen — schufen die 44 Länder, die auf Einladung der britischen Regierung am 1. November 1945 in London zu diesem Zweck zusammentraten, die «Erziehungs-, Forschungs- und Kulturorganisation der Vereinten Nationen» (The United Nations Educational, Scientific and Cultural Organisation — UNESCO). Wiederum war es Frankreich, das Land, dessen Jugend im Kriege wohl mit am schwersten heimgesucht worden ist, das den ersten Anstoß zu dem Beschluß von San Francisco gegeben hatte; darum trat es Großbritannien als einladende Nation zur Seite. Bis zum 16. November war die Verfassung durchberaten, deren Präambel und Hauptartikel wir hier in deutscher Wiedergabe folgen lassen möchten:

Die Regierungen der an dieser Konstitution teilhabenden Staaten erklären im Namen ihrer Völker:

daß, weil Kriege im Menschengemüt beginnen, auch die Schutzwehr des Friedens im Menschengemüt errichtet werden muß;

daß während der ganzen Geschichte der Menschheit gegenseitige Unkenntnis von Volksart und -leben eine immer wiederkehrende Ursache jenes Argwohns und Mißtrauens zwischen den Völkern der Erde war, wodurch ihre Differenzen nur allzu oft zum Kriegsausbruch geführt haben;

daß der große, entsetzliche Krieg, der eben zu Ende gegangen, dadurch möglich wurde, daß die demokratischen Grundsätze der Menschenwürde, der Ebenbürtigkeit aller Menschen und der gegenseitigen Achtung verleugnet und statt dessen, infolge Unwissenheit und Vorurteil, die Lehre von der Unebenbürtigkeit der Menschen und der Rassen verbreitet worden ist;

daß weite Ausbreitung der Kultur sowie Erziehung der Menschheit zur Gerechtigkeit, Freiheit und Friedfertigkeit für die Menschenwürde unerläßlich sind und eine heilige Pflicht darstellen, die alle Nationen im Geiste der gegenseitigen Hilfe und eines gemeinsamen Anliegens zu erfüllen haben;

daß ein Frieden, der ausschließlich auf politischen und wirtschaftlichen Abmachungen aufgebaut wäre, keine Aussicht auf die einstimmige, dauernde und aufrichtige Unterstützung durch die Völker der Erde hätte — weshalb der Frieden, um nicht zu versagen, auf die geistige und moralische Solidarität der Menschheit gegründet werden muß.

Aus diesen Ueberlegungen und im Glauben an den Wert gleicher und ungeschmälerter Bildungsmöglichkeiten für alle sowie uneingeschränkter Erforschung objektiver Wahrheit und des freien Austausches von Ideen und Kenntnissen, sind die an dieser Konstitution teilhabenden Staaten übereingekommen und entschlossen, Mittel und Wege des geistigen Verkehrs zwischen den Völkern zu entwickeln und zu vermehren und sie zum Zweck wechselseitigen Verstehens und tieferen und vollständigen Kennenlernens des Völkerlebens zu verwenden.

Infolgedessen gründen sie hiermit die Erziehungs-, Forschungs- und Kulturorganisation der Vereinten Nationen mit dem Ziel, durch erzieherische, wissenschaftliche und kulturelle Beziehungen der Völker der Erde den Weltfrieden und das Gemeinwohl der Völker der Erde zu fördern, nachdem die Organisation der Vereinten Nationen zu diesem Behuf errichtet worden ist und ihre Charta diese Ziele verkündet.

Aufgaben und Funktionen

I. Es ist die Aufgabe der Organisation, einen Beitrag zu Frieden und Sicherheit zu leisten, indem sie mittels Erziehung, Forschung und Kultur die Zusammenarbeit der Nationen und damit die allgemeine Achtung der Gerechtigkeit, der Herrschaft des Rechts, der Menschenwürde und der Grundfreiheiten fördert, welche die Charta der Vereinten Nationen allen Völkern der Welt, ohne Unterscheidung nach Rasse, Geschlecht oder Religion ihrer Angehörigen, zuerkennt.

II. Zur Verwirklichung dieser Aufgabe will die Organisation:

a an dem Werk des wechselseitigen Kennenlernens und Verstehens der Völker durch Massenverbreitung von Kenntnissen mitarbeiten und zu diesem Zweck internationale Abkommen empfehlen, die zur Herstellung des freien Flusses von Ideen durch Wort und Bild nötig werden mögen;

b der Volkserziehung und der Ausbreitung von Kultur neue Auftriebe geben, und zwar: 1. indem sie den Mitgliedstaaten, wenn sie es wünschen, zur Entfaltung ihrer pädagogischen Wirksamkeit Hilfe leiht; 2. indem sie die Zusammenarbeit der Nationen zur Förderung des Ideals der Ebenbürtigkeit ohne Ansehen von Rasse, Geschlecht oder anderer Unterscheidungen wirtschaftlicher oder sozialer Natur bewerkstelligt; 3. indem sie Erziehungsmethoden in Vorschlag bringt, die vorzüglich geeignet sind, die Kinder der ganzen Welt zu den Verantwortungen der Freiheit zu erziehen;

c Kenntnisse wahren, mehren und ausbreiten: 1. durch Sicherung der Behütung und des Schutzes des geistigen Erbes der ganzen Welt an Büchern, Kunstwerken und geschichtlichen und wissenschaftlichen Denkmälern, indem sie den betreffenden Nationen die nötigen internationalen Vereinbarungen empfiehlt; 2. durch Förderung der Zusammenarbeit der Nationen auf allen Gebieten geistiger Arbeit, wozu der Austausch von Personen gehört, die im Erziehungswesen tätig sind, sowie der Austausch von Publikationen, Gegenständen von künstlerischem oder wissenschaftlichem Interesse und anderen Informationsmaterials; 3. durch Schaffung von Methoden der internationalen Zusammenarbeit, die den Völkern aller Länder den Zugang zu dem Schriftwerk der einzelnen andern Länder ermöglichen.

III. Um die Unabhängigkeit, Unversehrtheit und schöpferische Mannigfaltigkeit der Kulturen und Erziehungssysteme der Gliedstaaten der hiermit gegründeten Organisation zu wahren, ist ihr verboten, sich in Angelegenheiten einzumischen, die ihrem Wesen nach der innern Gesetzgebung unterstehen.

Die *Mitgliedschaft* zu den Vereinten Nationen berechtigt zum Beitritt zur UNESCO; *Nichtmitglieder* können auf Empfehlung der Exekutive durch die Generalversammlung aufgenommen werden. — Aus den übrigen Bestimmungen seien nur wenige herausgehoben, die dartun, daß dieses Organ zwar an einer geistigen Fundierung der Politik arbeiten, aber gegenüber bisherigen politischen Gepflogenheiten ihren geistigen Charakter wahren will. Wie im schweizerischen Ständerat, sind hier große und kleine Staaten gleichgestellt: jedem steht es frei, bis zu 5 Vertretern zu delegieren; jeder verfügt über 1 Stimme.
Die Mitglieder der Exekutive üben ihre Befugnisse im Namen der sie ernennenden Generalversammlung als Ganzes und nicht als Funktionäre ihrer Heimat-Regierung aus.
Der Generaldirektor und sein Stab haben ausschließlich internationale Verpflichtungen. Für die Erfüllung ihrer Aufgaben dürfen sie keinerlei Instruktionen von Regierungen oder Amtsstellen außerhalb der Organisation einholen oder empfangen. Der Sitz wird Paris sein. Die erste Tagung steht demnächst bevor; Generalsekretär der Vorbereitenden Kommission ist kein Beamter, sondern ein Gelehrter und freier Schriftsteller von höchstem Rang, *Julian Huxley*.

Indessen hat eine Kommission der Interalliierten Konferenz der Erziehungsminister äußerst wertvolle Vorarbeit in Gestalt einer umfassenden Untersuchung über die Erziehungsprobleme in den befreiten Ländern geleistet. Sie kommt zu dem Schluß, daß *Fürsorge* und *Erziehung* — die in einem Lande von altkultureller Tradition und großer Kinderliebe wie China längst als untrennbar gelten — einander wechselseitig bedingen und fordern. Noch sind die Folgen der Kriegswirkung auf die Jugend nicht zu übersehen; doch haben sich der sorgfältigen Vergleichung schon jetzt Anhaltspunkte ergeben, an denen sich Bild und Aufgabe abzuzeichnen beginnen. Nur wenige charakteristische Merkmale lassen sich hier knapp umreißen. Diese Erforschung der Notlage der europäischen Jugend und der Heilkräfte zu ihrer Behebung muß fortgesetzt und zugleich zusammengefaßt und im weiten Umkreis in lebendige Beziehung gebracht werden.

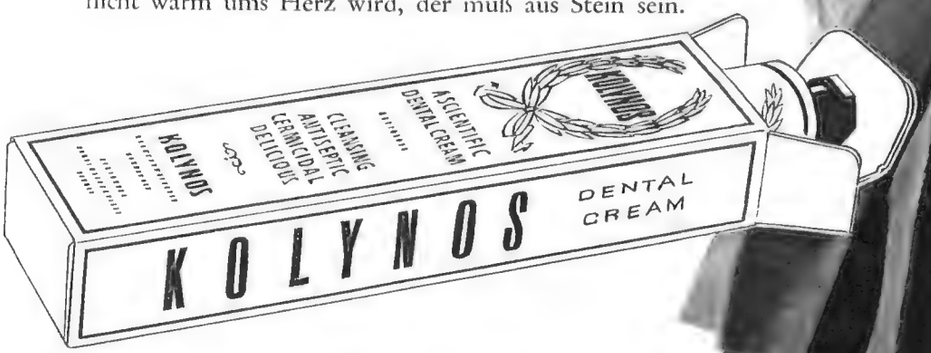
Ueberall ist der Schulbesuch jäh unterbrochen. Hat doch dieser Krieg völlig neue Verhältnisse und Kategorien geschaffen: zum erstenmal gibt es kriegsverstümmelte Kinder, und zwar in großer Zahl; obdachlose Kinder werden in Frankreich auf 1,3 Millionen geschätzt; von nahezu einer halben Million jugoslawischer Halbwaisen sind die meisten ohne Obdach; in Ungarn hat die Hälfte aller Kinder ihr ursprüngliches Heim verloren. Unter den Verschobenen — displaced persons — hat man vier bis fünf Millionen Kinder errechnet; im kleinen Dänemark allein waren kürzlich noch 200000 Zivilflüchtlinge, die nicht zurückgeschickt werden konnten, davon 66000 Kinder.
Nun hat sich gezeigt, daß in den im Inneren wenig gespaltenen Ländern, wie Norwegen und Holland, das Innenleben und die Schulfreudigkeit der Kinder weit weniger gelitten haben als in politisch stärker zerrissenen, wie Frankreich, Griechenland und Jugoslawien. Und wie im großen beim Vergleich der Länder, läßt es sich im kleinen an einzelnen Kindern beobachten: sie haben unter den Bombenschrecken unter mütterlichem Schutz weit weniger seelischen Schaden genommen als andere unter der Zerreißung der Familienbande. Dennoch befürwortet der Bericht für die entwurzelte Jugend weniger die provisorische Unterbringung in Familien, als ihre Betreuung in Jugendgemeinschaften, die Wohnstubengeist atmen, aber den besondern Bedürfnissen der seelisch Verletzten besser Rechnung tragen können.
Wohl fehlt es überall an erzieherisch und pädagogisch geschulten Mitarbeitern in ausreichender Zahl. Darum werden «Schlüssel-Einheiten» (key units) empfohlen, in denen kompetente Erzieher und Psychologen die bestmöglichen Voraussetzungen für die innere und äußere Wiedereinordnung dieser Kinder und Jugendlichen schaffen, Beobachtungen sammeln und sie den wenig oder nicht geschulten Lehrkräften und Jugendleitern an anderen solchen Stätten zugänglich machen. Wiederholt verweist der Bericht in diesem Zusammenhang auf die Wichtigkeit und die Ausstrahlungsmöglichkeiten des Projekts eines «Kinderdorfs» in der Konzeption *W. R. Cortis* und der ersten Verwirklichungsversuche dieser Art in Frankreich.
Es ist verheißungsvoll, daß die UNESCO, in die die Arbeit der erwähnten Kommission jetzt übergegangen ist, Jugenderziehung, Forschung auf allen Gebieten der Wissenschaft und kulturelles Leben im ganzen in Verbindung bringt, und daß sie dem Wirtschafts- und Sozialrat der UNO eingegliedert ist. Denn nur wenn unmittelbare Sorge für die Jugend und Arbeit an der Umgestaltung der Umwelt, in die sie hineinwächst, in Besinnung und Tat wirksam ineinander übergreifen, vermag die Welt der jungen Generation das zu geben, worauf sie Anspruch hat: Daseinsbedingungen, unter denen sie ihre frischen Kräfte mitmenschlich, schöpferisch und Leben statt Vernichtung fördernd einsetzen, üben und entfalten kann.

Kurzgefaßte Orientierungen über die Lage der Jugend in Europa bieten: Dr. R. Bühringer: Zur Versorgungslage des europäischen Kontinents im Herbst 1945. Rascher Verlag, Zürich. — Europäisches Kinderelend im Spätherbst 1945: Vereinigtes Hilfswerk vom Internationalen Roten Kreuz, Genf, Dez. 1945; Revue Internationale de l'Enfance: Bulletin de l'Union Internat. de Secours aux Enfants, Vol. IX, 1945, no 1—6, Genève. U. I. S. E., Mission du Secrétariat en France, Belgique, Pays-Bas, Luxembourg, Danemark et Norvège. Genève, 20 févr. 1946; Holger Hofmann: Die Notlage der europäischen Kinder nach dem Kriege. Eine Studie über die Wirkungen der Kriegszustände auf Kinder. Herausgegeben vom «Büro für Hilfswerke an Deutschen Kriegsopfern», Genf, 11 av. Lion-Gaud, Februar 1946.

JA, ICH BIN EIN MÄDCHEN AUS LOS ANGELES...

Ich weiß, daß ich Sex-Appeal habe — ich weiß auch, daß Sie mich bewundern. Was mein Geheimnis ist? Oh — es ist das Geheimnis von Millionen hübscher Amerikanerinnen: wir haben Selbstvertrauen, wir haben Humor und wir sind optimistisch, weil wir wissen, wie viel der Mensch erreichen kann, wenn er nur will. Wenn ich vorwärtskommen will, so erreiche ich das durch Anstrengung, wenn ich schön sein will, so erreiche ich das durch Pflege.

Wieviel machen allein die Zähne aus! Strahlend weiße Zähne in einem offen lachenden Gesicht — wem's da nicht warm ums Herz wird, der muß aus Stein sein.



Wie ich die Zähne pflege? Oh — da kommt Kolynos allein in Frage. Weiße Zähne kann man auf verschiedene Wege kriegen — was aber Kolynos allein verschafft, das ist der Perlenglanz, jenes unnachahmliche Schimmern, das den Amerikanern so gefällt. Sicher empfinden die hübschen Schweizer in diesem Punkt nicht anders.

Und dann macht Kolynos den Mund so angenehm! Der weiche Schaum mit seinen wundervollen ätherischer Ölen erfrischt und belebt und reinigt durch und durch. 1 cm Kolynos auf trockener Bürste genügt — darum ist Kolynos erst noch vorteilhaft. Fr. 1.65 die normale Tube.

Wie man mir sagt, sollen laut einer Umfrage die Hälfte der Schweizerinnen ihre Zähne nicht regelmäßig putzen. Das allerdings wäre bei uns nicht möglich. Nicht einmal, sondern zweimal putzt man seine Zähne – – nichts ist doch angenehmer, als mit frischem Munde einzuschlafen.

Last thing at night — first thing in the morning

KOLYNOS

Whitehall Pharmacal Co., New Haven, USA.

... wir spielen ...

Zwei Knaben hatten auf dem Stubentisch eine Burg aufgestellt und am Rande der Burg eine ganze Reihe von Bleisoldaten, und auf diese Bleisoldaten schossen sie mit einem „Mörser".

Aber, wie es so geht: bald fanden die Knaben, der Holzzapfen „chlöpfe" zu wenig; also ging der eine zum Schreibtisch, wo die Browning Pistole des Vaters lag, und nahm eine Patrone an sich. Er ladet den Mörser mit dieser Patrone, zieht an der Feder, läßt los ... und fährt mit seinem Händchen an das linke Auge, fürchterlich heulend!

Was war geschehen? Das Geschoß war an der Burg abgeprallt und zurückgeflogen, dem Knaben just ins Auge! Der Knabe wurde sofort zu einem berühmten Augenarzt gebracht, und diesem gelang es, die Patrone mit einem Magnet aus dem Auge zu entfernen — das Auge freilich war verloren.

Die „Zürich"-Unfall zahlte die Arzt- und Spitalkosten und dazu eine Invaliditätsentschädigung.

*

Was geht aus dieser Geschichte hervor? Daß eine Kinder-Unfallversicherung kein Luxus ist, sondern eine Notwendigkeit. Bezahlte Prämien sind nie fortgeworfenes Geld!

Bedenken Sie stets:

Es ist besser, eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.

„ZÜRICH" Unfall

„ZÜRICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich 2, Mythenquai 2 Telephon 27 36 10

ENGLANDS AUFBAUENDE KRÄFTE

Fortsetzung von Seite 50

Sir William Beveridge, der Verfasser der berühmten Regierungsdenkschrift über «Soziale Sicherheit», hat zusammen mit einer Gruppe jüngerer Nationalökonomen auf den Spuren von Keynes seinen Bericht über «Vollbeschäftigung in einer freien Gesellschaft» ausgearbeitet, der schon im Titel die wesentliche Aufgabe antönt, um deren Bewältigung sich die besten Geister Englands bemühen: Ordnung ins wirtschaftliche Leben zu bringen, ohne das Element persönlicher Freiheit aus der Gesellschaft hinauszuorganisieren. Es ist immer wieder dasselbe Problem, in dessen Meisterung England seinen eigentlichen Beitrag zur Ueberwindung der modernen Gesellschaftskrise zu leisten versucht. Wie die Auflockerung der alten ökonomischen und sozialen Ideen von den Wirtschaftstheoretikern der Keynes-Schule aus auch ins konservative Lager hinübergewirkt hat, spiegelt sich nicht zuletzt in der Presse wider. Die beiden ehrwürdigsten Organe des englischen Konservatismus, «Times» und «Observer», haben sich im Laufe des Krieges fast völlig von ihren früheren parteipolitischen Bindungen an die Verfechter der alten Ordnung losgelöst und tragen auf unabhängige, intelligente, nach allen Seiten kritische Weise Wirtschafts- und Gesellschaftsanschauungen in die Elite der englischen Mittel- und Oberschichten hinein, die noch 1939 als Aeußerungen eines ausgesprochenen sozialen Radikalismus gegolten hätten. Es ist ein erhellendes Detail, daß der Haupt-Leitartikler der «Times», der erst 37jährige Donald Tyerman, seine Laufbahn als brillianter Nationalökonom der Keynes-Schule und Redaktor des «Economist» begonnen hat.

Die große Frage ist, wieweit diesem neuen sozialen Gemeinschaftsempfinden in den bürgerlichen Mittelschichten und der Intelligenz ein neues gesamtgesellschaftliches Verantwortungsbewußtsein in der Arbeiterschaft entspricht. Man sieht bisher nicht viele Anzeichen dafür, daß der Aufstieg Labours zur Macht einen neuen Arbeits-Enthusiasmus in Bergwerken und Fabriken ausgelöst hätte. Eine gewisse Enttäuschung und Müdigkeit, die sich zwar politisch noch keineswegs in einer Abkehr von Labour ausdrückt, scheint doch die menschlichen Produktivkräfte an ihrer vollen Entfaltung merklich zu hindern. Auch ist noch keineswegs ersichtlich, wieweit die Gewerkschaften wirklich bereit sein werden, Sonderinteressen einzelner Arbeiterkategorien dem Gesamtinteresse planmäßiger Vollbeschäftigungs-Politik unterzuordnen. Der Arbeiter, der den weitaus größten Teil der Zwischenkriegszeit hindurch dem Staat andauernd mißtrauisch oder doch mindestens interesselos gegenüberstand, scheint einige Schwierigkeiten zu haben, sich selber nun als aktiven Partner bei der Aufgabe des wirtschaftlichen Wiederaufbaus zu begreifen. Dabei mag physische Ermüdung im Gefolge der Kriegs-Ueberanstrengung eine große Rolle spielen, um so mehr als sich die äußeren Verhältnisse seit Kriegsende nur wenig verändert haben. Aber es ist darüber hinaus doch unverkennbar, daß die «stille Revolution» bisher noch nicht imstande war, dem Arbeiter eine neue Beziehung zu seiner Arbeit zu geben. Die Reformtätigkeit der Labour-Regierung verläuft doch vorderhand zur Hauptsache innerhalb der organisatorisch-bürokratischen Sphäre, und man hat gelegentlich den Eindruck, daß die menschlichen Voraussetzungen eines sozialen Neuaufbaus über den rein wirtschaftspolitischen zu sehr übersehen werden. Die im Kriege verschiedentlich in größerem Stile unternommenen Bemühungen, zum Beispiel die Arbeiterschaft zur verantwortlichen Mitarbeit an der Lösung der Produktionsprobleme innerhalb des Betriebs heranzuziehen, scheinen im allgemeinen nicht ernsthaft weiterverfolgt worden zu sein — was mindestens ebensosehr am Mangel an Interesse seitens der Arbeiterschaft wie an Schwierigkeiten seitens der Unternehmer liegen dürfte.

Diese Passivität im wirtschaftlichen Bereich steht in eigentümlichem Gegensatz zu einem aktiven Interesse an staatsbürgerlichen Aufgaben, das vor allem in den weiten Kreisen zum Ausdruck kommt, die im Kriege die Bewegung der Diskussionsgruppen gezogen hat. Das Gefühl, daß die praktischen Probleme des Wiederaufbaus nicht nur in Regierungskomitees und Parlamentsberatungen durchbesprochen und entschieden werden dürften, sondern daß der einzelne Bürger sich mit ihnen konstruktiv auseinandersetzen müsse, hat allerorten Menschen verschiedener Weltanschauungen und verschiedener politischer Haltung zum gemeinsamen Studium dieser Fragen und zur Aussprache über die Möglichkeiten ihrer praktischen Bewältigung zusammengeführt. Gewiß entsprangen diese Studienkreise und Diskussionsgruppen nur teilweise spontaner Initiative «von unten»; ihren stärksten Antrieb erhielten sie wohl von den freien Aussprachen, die (sogar als Teil der normalen Dienstroutine) in der Armee und im nationalen Feuerwehrdienst eingeführt wurden und dazu beitrugen, in Tausenden und Zehntausenden zum erstenmal den Wunsch nach eigener Urteilsbildung zu wecken. Aber daß aus dem, was ursprünglich nur als neue, freiere Form staatsbürgerlicher Erziehung im Heer angesehen worden war, eine wirkliche Bewegung ins zivile Leben hinüberspringen konnte, das zeigt, daß die Idee einem tiefen Bedürfnis entgegenkam.

Auch das führt, von einer etwas andern Seite her, wieder auf das Grundproblem zurück, mit dem England heute ringt. Die überwältigende Mehrheit der Engländer ist überzeugt, daß wirtschaftliche und soziale Reformen eine weite Ausdehnung der staatlichen Sphäre nötig machen; eine gewisse Bürokratisierung erscheint ihr als der unvermeidliche Preis, der für «soziale Sicherheit» bezahlt

Gesunde Kinder sind das Glück der Eltern. Silbergeschirr für die Kleinen ist kein Luxus, es hat keimtötende Eigenschaften und schützt vor Ansteckung

Schöne Nägel

CUTEX

10 Modefarben aus New-York

En gros PAUL MÜLLER SA SUMISWALD

werden muß (ein Begriff, der weit mehr als nur ausgedehntere Sozialversicherung im Sinne des Beveridge-Plans umfaßt). Aber auf der andern Seite betrachten dieselben Engländer diese notwendige Machtausweitung der anonymen Staatsgewalten nicht ohne Mißtrauen. Man ist bereit, sich mit einer zentralen Rahmen-Kontrolle weiter Lebensgebiete abzufinden; um so dringender wird die Frage, wie die «Kontrolleure» ihrerseits kontrolliert und die Tendenzen in Richtung auf einen starren bürokratischen Zwangsapparat aufgehalten werden können. Eine schlüssige Antwort auf diese Kernfrage jeder geplanten Wirtschaftsordnung ist bisher noch kaum gegeben worden. Aber daß eines ihrer wesentlichen Elemente die Aktivierung der Oeffentlichkeit auch außerhalb der (ihrerseits zunehmend vom Zug der Bürokratisierung erfaßten) politischen Parteien ist, wird immer weiteren Kreisen bewußt. Je weiter die Planung von oben ausgreift, desto wichtiger wird die Erweckung spontaner Initiative von unten. Und es ist einer der großen Aktivposten in der Bilanz der sozialen Reformbewegung Englands, daß die noch immer durchaus lebendige, alle politisch-wirtschaftlichen Tendenzen durchdringende liberale Tradition mindestens das Bewußtsein des hier angedeuteten Problems wach hält. Wieweit diesem Bewußtsein schließlich echte organische Formen einer «personalistischen» Synthese von Freiheit und Bindung, Spontaneität und Planung entspringen werden, liegt heute freilich noch im Dunkeln.

Das hier Gesagte ist natürlich nicht mehr als eine Skizze von Kräften, die heute (neben manchen andern, die aus dem Bilde ausgelassen werden mußten) in England am Werke sind — eine Skizze zudem, die das Licht wesentlich auf der politisch-sozialen Fragestellung ruhen läßt und die Bewegungen im «geistigen» Leben in einen schattenhaften Hintergrund verweist. Das hat seinen guten Grund darin, daß im Leben Englands heute die praktisch-sozialen Aufgaben im Mittelpunkt auch der geistigen Bemühung stehen. Der englische Genius ist ein eminent praktischer Genius, und die englische Leistung ist in allererster Linie eine politische (heute: eine wirtschafts- und sozialpolitische) oder doch eine politisch-moralische Leistung. Vielleicht weniger als je zuvor ist England heute ein Land der Bahnbrecher, der metaphysischen Frager und originalen Denker. Selbst im Ringen um die Grundlagen einer neuen Sozialordnung würde man vergeblich nach intellektuellen Eliten Ausschau halten, welche die gesellschaftliche Existenzfrage des modernen Menschen so von der Wurzel her durchdenken würden, wie das etwa ein Berdjajew oder die Gruppe «Esprit» in Frankreich getan hat. Darum sind auch die Männer, die wir hier als Repräsentanten eines neuen Englands genannt haben, nicht solche, die bisher ungetretene geistige Pfade erschließen, sondern solche, die dem erweckten sozialen Gewissen entweder einen für breite Schichten wegweisenden Ausdruck verliehen oder die Möglichkeiten praktischer Verwirklichung gezeigt haben. Aber gerade in dieser das ganze englische Leben durchdringenden Bemühung um ein praktisches, in staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Institutionen direkt darstellbares neues Verhältnis der menschlichen Grundwerte von Persönlichkeit und Gemeinschaft liegt der große Beitrag, den England heute an einen europäischen Aufbau leisten kann. So schattenhaft die Realität Europas im außenpolitischen Weltbild der Engländer sein mag, in ihrem Kampf um eine menschlichen Maßen rechnungtragende soziale Ordnung, kämpfen sie (bewußt oder unbewußt) um jenen Standort zwischen dem alles-verschlingenden Kollektivismus des kommunistischen Ostens und dem atomisierenden Individualismus des kapitalistischen Westens, den zu gewinnen die Gegenwartsaufgabe Europas sein muß — wenn es nicht das Schicksal erfahren will, von den dynamischen Kräften an seinem Rande her auch geistig zerrissen und zerrieben zu werden.

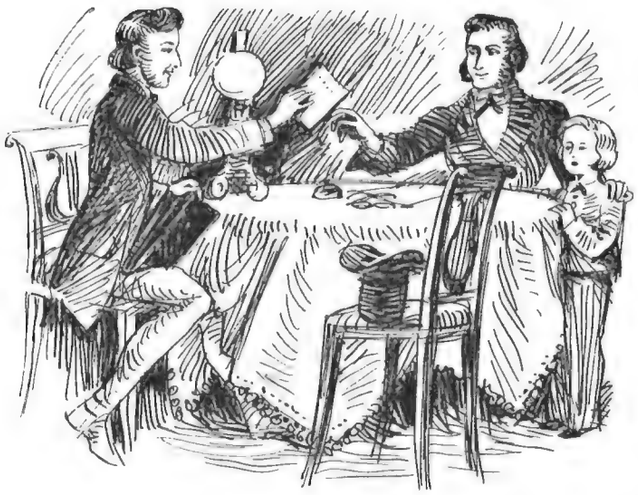
NACHT UND PARTISANEN

Männer in den italienischen Bergen

«Ich kann italienisch sprechen. Mein Freund fragt, was du gesagt hast . . .»
«Aber nein», sagte der junge Mann. Er war Medizinstudent gewesen. «Sprechen wir englisch», sagte er. Er war dick. Er lächelte wehmütig. «Ich habe alles verlassen. Home, das Haus. The friends, die Freunde. The girl, das Mädchen. The town and life in the town. Nun bin ich in the hills, in der Einsamkeit. Und weshalb? Alles für die Heimat.» Er hob die sanften flehenden Augen. «Sprechen wir englisch.»
Der Fremde, der italienisch sprach, verbeugte sich. «That is fine. And what were you telling?»
«Wie?» fragte der Student.
Die beiden Fremden schauten einander an. Dann gab der eine, der italienisch sprach, seiner Stimme einen sanfteren Klang.
«I am an American soldier», sagte er.
«Ja?» rief der junge dicke Student aus. «Du bist ein Amerikaner? Are you American?» Er saß am Boden, an die Stufe gelehnt vor dem Eingang zur Baracke. Er blickte zum andern hinüber. «Und er?»
«Australian.»
«Australian?» rief er aus. «Amerika!» rief er aus. «Australien!» Er ließ die weit ge-

JEZLER
ECHT SILBER

DIE
RENTENANSTALT
IM WANDEL
DER ZEIT



Die individuelle Lebensversicherung

«Schon im zweiten Geschäftsjahr der Rentenanstalt machte sich das Bedürfnis fühlbar, neue Versicherungsformen einzuführen, um den Ansprüchen des Publikums genügen zu können.» So lesen wir in Berichten über die Entwicklung im Jahre 1859.

Die Rücksichtnahme auf die ganz verschiedenartigen persönlichen Versicherungsbedürfnisse war der Rentenanstalt immer Gebot. So hat sie ihre altbewährten einfachen Formen der Versicherung im Laufe der Jahrzehnte immer wieder verbessert und ausgebaut. Dort, wo wirkliche Bedürfnisse sich zeigten, hat sie stets versucht, durch Anwendung sorgfältig abgestimmter, günstiger Kombinationen den persönlichen Wünschen nach Möglichkeit zu entsprechen. Diese vielseitige Tarifgestaltung hat den Versicherten manchen Vorteil gebracht.

Als Höhepunkte der Entwicklung in dieser Richtung sind zu nennen: die Einführung der Volksversicherung mit kleinen Versicherungssummen und ohne ärztliche Untersuchung, die Aufnahme der Versicherung ganzer Personalbestände in Form der Gruppenversicherung, der Ausbau der Versicherung anormaler Risiken, sowie die Einführung der Invaliditäts-Zusatzversicherung.

Auch Sie werden bei der Rentenanstalt jene Versicherungsform finden, welche Ihren Wünschen und Möglichkeiten angepaßt ist.

SCHWEIZERISCHE
LEBENSVERSICHERUNGS-
UND RENTENANSTALT

HAUPTSITZ IN ZÜRICH · ALPENQUAI 40

öffneten Arme auf die Stufe sinken. «Hier sind wir neunundfünfzig im ganzen. Und aus der ganzen Welt. From all the wide world. Hat das nicht seine Bedeutung?»
«Yes», sagte der Amerikaner.
«Und woher, in Amerika?» fragte er ihn.
«Oklahoma.»
«Gott!» rief der junge dicke Student aus. «Oklahoma . . .»
Und er fuhr fort: «Wir haben hier einen aus Rhodesien. Einen Spanier. Zwei Tschechoslowaken. Einen Inder. Und Sizilianer, Florentiner, Genuesen, Jugoslawen, Griechen. Die Beleidigten aus der ganzen Welt. Hat das nicht seine Bedeutung?»
«Yes», sagte der Amerikaner.
Der Dicke betrachtete den weißen Abend über den Felsen, und der junge dicke Student zeigte auf ihn: «Und er hat die Känguruhs gesehen, the kangaroos . . .»
Der aber fragte: «What with the kangaroos?»

Burschen mit oder ohne Uniform gingen um die Baracke herum, bald kamen sie näher, bald entfernten sie sich, die Hände in den Hosentaschen; und manche blieben schließlich stehen, lehnten sich an die Baracke, lehnten sich an den Holzstoß, der auf der einen Seite aufgeschichtet war, oder sie kletterten hinauf und setzten sich; sie saßen am Boden, saßen auf Baumstämmen; dann hoben sie die Augen und schauten den weißen Abend an, der sich über die Felsen gesenkt hatte.
«Wie sind sie», sagte einer, «die Känguruhs?»
Sie schauten die weißen Felsen an, und ein andrer sagte: «Um diese Zeit, nächsten Monat, ist es dann schon Nacht.»
«Was?» sagte ein dritter. «Um diese Zeit schon Nacht?»
«Es wird Nacht sein und Winter, Freund.»
«Nächsten Monat?»
«Im Winter ist es sogar vor fünf schon Nacht.»
«Nächsten Monat ist aber nicht Winter.»
«Dezember ist nicht Winter?»
«Dezember ist Herbst.»
«Dezember Herbst? Jesus! Dezember Herbst?»
Der Mann aus Oklahoma zeigte auf den Australier. «Bei ihm zuhause», sagte er, «ist Hochsommer.»
Und er wiederholte für ihn, der schüchtern lächelte, seine Bemerkung auf englisch.
«Is it not so?»
Alle schauten den Australier an: die Känguruhs in ihm, den hohen Sommer.
«Nachher kommen wir in dein Land», sagte ihm einer.
«What?»
«He says», erklärte ihm der Mann aus Oklahoma, «they will come to Australia, after the war.»
«We shall come, yes», sagte der junge dicke Student. «After the revolution.»
Und auf italienisch setzte er hinzu: «Dafür kämpfen wir.»
«Um nach Australien zu fahren?»
«Um nach Australien und in die ganze Welt zu fahren. Um die Welt zu sehen.»
Die Männer schauten den schüchtern lächelnden Australier an, die Welt in ihm, und der aus Oklahoma sagte:
«That is fine!»
«Die Welt ist etwas Großes», sagte einer.
Der Mann, der bald Arzt geworden wäre, lächelte vor sich hin. Er war fettweiß wie Milch, er ließ die Hände hinunterbaumeln von der Stufe, an die er mit dem Rücken gelehnt saß, und doch schien er zuweilen den Takt zu einer Musik zu schlagen. Nun lächelte er und bewegte so die Rechte: eine halbe Minute lang.
«Seht ihr?» sagte er den beiden Fremden. «Do you see? Jeder von ihnen ist wie ich.»
Er zeigte auf die Männer in der Runde.
«Sie haben alles verlassen. The home, das Haus. The mother, die Mutter. The girl, das Mädchen. Und weshalb? Alles für die Welt!»
«Why?» fragte der aus Oklahoma. «Wie ist das gemeint?»
«Versteht ihr's nicht? Do you not understand it?» sagte der Student.
Jeder hörte ihm zu und war heiter und doch gespannt in einem, als ob es jeder schon wüßte, aber als ob er noch mehr davon wissen wollte; nun auch noch den Namen der Sache.
«Do you not understand it?»
Und die Hand des jungen dicken Studenten schlug wieder den Takt zu einer Musik. Und der weiße Abend der Felsen erhob sich rund um das Lager; Stimmen stiegen empor aus dem Tal; es schmolzen in Nebel, unten im Tal, die Wälder, gelbe Nebel über grünen Nebeln; und der Himmel war zart und leicht.
Ein Mann, der in den Himmel starrte, sagte plötzlich: «Da ist sie.»
«Wer?» fragten ihn die andern.
Er zeigte übers Weiß der Felsen auf den ersten Abendstern. «Kathrin», sagte er.
Und einer stand auf.
«Machen wir uns bereit.»
«Wofür willst du dich bereitmachen?»
«Ich rasiere mich. Ich wasche mich.»
Auch andere standen nun auf, und so gingen sie, zu dritt oder zu viert, zuerst bergauf, wo sich die Wiese wölbte, dann hinunter, den Höhlen zu, wo schon Lichter zu brennen begannen.

Elio Vittorini

Muttertag

Die gute Uhr die Schweizer Marke **HELVETIA**

Formvollendete, bequeme Sitzmöbel — von unserem Innenarchitekten Hans Buser entworfen und in eigener Polsterwerkstatt ausgeführt

SIM MEN

60 JAHRE SIMMEN

Die Traugott Simmen & Cie. AG. in Brugg, Zürich und Lausanne sieht ihre Aufgabe darin, ihren Kunden, im Rahmen ihrer Mittel, zu einem gediegenen Heim mit persönlicher Note zu verhelfen.

BRUGG: Tel. 41711 / ZÜRICH: Uraniastraße 40, Tel. 256990 / LAUSANNE: Rue de Bourg 47, Tel. 28992

FINNISCHE WITWEN, FINNISCHE WAISEN — FINNISCHE TAPFERKEIT

Aus Briefen finnischer Frauen und Kinder an ihre schweizerischen Rot-Kreuz-Paten, 1945

Von jetzt an müßten die Briefe wohl schneller und sicherer gehen können. Mit Freuden habe ich den Ihrigen begrüßt. Pekka hat es auch gefreut zu hören, daß Ihre älteste Tochter sich im Skilaufen übt. In seinen eigenen Augen ist er schon ein ganzer Kerl, weil er so geschickt im Skifahren ist. Es wäre wohl schön, etwas von der weiten Welt zu sehen, aber dazu werden wir wohl nie Gelegenheit haben. Pekka dagegen findet es gar nicht unmöglich und reist in seiner Phantasie nach der Schweiz, um mit Ihrer Tochter um die Wette skizulaufen.

Pekka ist ein artiger und aufgeweckter Junge. Er besucht jetzt die zweite Klasse der Volksschule und brachte ein gutes Zeugnis nach Hause. Nach zwei Jahren hoffe ich ihn in eine höhere Schule schicken zu können.

Wenn dieser Brief lange unterwegs bleibt, sind vielleicht die Friedensverhandlungen schon fortgeschritten. Aber wenn im kommenden Frieden die Grenzen so bleiben, wie sie jetzt sind, so sehen wir unsere Heimat nie wieder. Wir leben jetzt als Evakuierte in sehr engen Verhältnissen und sehnen uns nach unserem Heim, aber wir müssen wohl lernen, uns zu fügen.

•

Herzlichen Dank senden Euch, beste Patin, die kleine Salme und ich, ihre Mutter, jetzt zur Weihnachtszeit. Wir sind gesund, Salme geht zur Schule und erwartet mit Spannung die Festtage. Nächste Woche feiern sie Weihnachten in der Schule; auch Salme wird ein Gedicht vortragen und singen, sie übt sich schon fleißig darin. Sie hofft so sehnlich auf Weihnachtsgeschenke. Es ist hier ja ziemlich schwierig, Geschenke zu kaufen, aber immer läßt sich noch eine Kleinigkeit auftreiben, denn das Kind freut sich auch über die bescheidenste Gabe. Schon wieder erhielt Salme ja auch das Geschenk der Patin, das sie so fröhlich stimmte. Mit dieser Gabe will ich ihr etwas zum Weihnachtsfest kaufen.

Gerade heute haben wir ein kleines Fest in unserem Haus veranstaltet, denn von meinem Onkel traf ein Paket aus Amerika ein. Wir fanden darin auch etwas Kaffee und Zucker. Ich kochte sogleich einen guten Kaffee, den wir jetzt trinken. Er schmeckt herrlich, denn seit vielen Jahren haben wir keinen echten Kaffee mehr bekommen. So hilft uns Gott, wir wollen ihm immer danken.

•

Vielen lieben Dank für Ihren Brief, den wir mit großer Freude empfingen. Das kleine Anneli war wirklich froh, als ich ihr den Brief gab. Es fragte: «Wann kommt die Tante zu uns zu Besuch?» Ich erzählte ihm, daß die Tante so weit weg wohnt, daß es wohl niemals eine Möglichkeit gebe, sie bei uns zu empfangen. Da bat Anneli, auch ihrer Tante schreiben zu dürfen, wenn die Mutter ihr den Bleistift führe.

Wir feierten auch Weihnachten, aber nicht so wie früher. Unser Vater ist nicht mehr bei uns und er kehrt niemals zurück. Er ruht an unbekannter Stätte, und darum können wir auch nie sein Grab besuchen. Das leere Grab und das Kreuz sind aber bei der Kirche neben den Gräbern anderer Helden. Obgleich unser Dorf klein ist, erinnern sechzig weiße Kreuze die kommenden Geschlechter an die Kämpfe um unsere Freiheit. — Und wie kann unsere Freiheit werden!

•

Lieber Pate! Vielen herzlichen Dank für das Geldgeschenk, welches ich wieder von Ihnen bekommen habe.

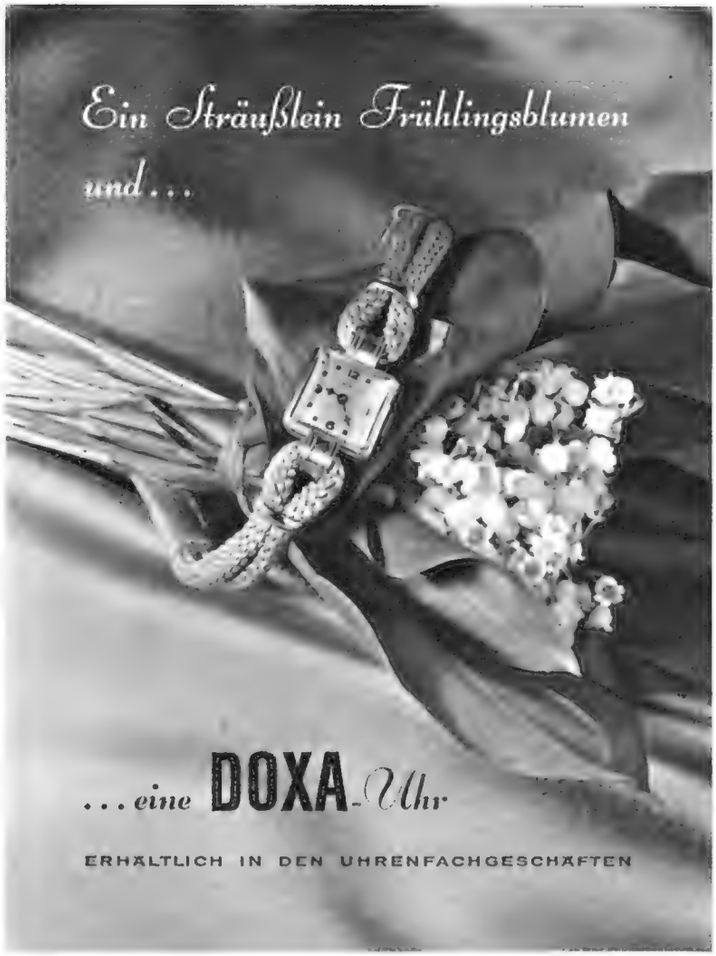
Ich besuche jetzt das Lyceum in Turku und habe sechs Kilometer zu gehen. Ich besuche die erste Klasse und gehe sehr gern zur Schule. Am liebsten lerne ich die schwedische Sprache. Mein kleiner Bruder kehrte aus Schweden heim und geht jetzt in die Volksschule. Wenn ich groß bin, werde ich zur See gehen und fremde Länder und Meere kennenlernen.

Ich wünsche Ihnen ein schönes Weihnachtsfest. *Alpo A.*

PELZ-SPEZIALHAUS

Max Hanky A/G

Zürich, Bahnhofstrasse 51



Flecken auf heiklem Leder

Veau naturel
Softy u. Ice-Calf
Schweinsleder

Woly Shampoo

Flüssiges Reinigungsmittel, löst Wachs-, Farb- und Schmutzflecken auf, ohne das Leder anzugreifen oder dunkler zu machen. Eignet sich für alle Farben. Auch nicht empfindliche Schuhe werden wieder wie neu.

A. Sutter, Oberhofen (Thurg.)

Der HOOVER

Er KLOPFT . . . er bürstet . . . und saugt

Jetzt wieder erhältlich!

2 Modelle

Noch schöner,
besser und
praktischer

und trotzdem zu

Vorkriegspreisen
+ Wust.

Verlangen Sie unsere ausführlichen Prospekte mit Preisen

HOOVER-APPARATE A.G., Limmatstr. 45, ZÜRICH Tel. (051) 256680

Ich habe schon die Volksschule beendigt. Jetzt komme ich in eine Haushaltungsschule. Das Eintrittsexamen bestand ich gut . . . Sainis und ich haben die Kühe an der Leine auf die Wiese geführt. Kann die Patin schwimmen? Ich kann es. Diesen Sommer bin ich einmal geschwommen.

•

Leif aura bientôt 4 ans, et il est à présent si fier et si heureux d'avoir des parrains aussi loin qu'en Suisse. Son père est tombé pendant les derniers mois de la guerre, le 5 juillet 1944. Maintenant c'est moi, sa mère, qui prend soin de lui, nous ne possédons pas de terre, de sorte que nous habitons avec mes parents une petite maison ici au sud de Nyland. Leif n'avait que deux ans et demi, quand son père est tombé, de sorte qu'il ne s'en souvient que tout peu. Il est un garçon bien portant et actif. Nous avons maintenant beaucoup de neige ici en Finlande, et Leif a eu des skis pour Noël et apprend à présent d'aller en ski. Pour l'argent que vous m'avez envoyé j'ai acheté des vêtements, car c'est assez peu d'argent que l'Etat nous donne, mais je travaille aussi. Nous nous sommes mariés au commencement de la guerre, et nous n'avons pas eu de ménage à nous, parce que le père de Leif fut tout le temps à la guerre. Nous attendions que la guerre finisse que notre papa revienne pour nous bâter ensuite une maison, mais tout a fini, si tristement pour nous. Maintenant j'essaye d'apprendre à Leif de se souvenir de son père et de devenir vraiment un homme.
Leif est maintenant si intéressé de la Suisse et me fait des questions sur tout ce que vous avez écrit. Je lui raconte que vous avez décrit dans votre lettre comment vous cultivez les fruits là-bas, et il me demande comment vous avez l'air tous.

•

Liebe kleine Marie! Heute will ich, Kauko E. M., Dir einen kleinen Brief schreiben. Ich bin am 1. Juli 1934 geboren. Ich besuche die Schule, aber jetzt haben wir gerade Weihnachtsferien. Ich habe eine Schwester. Sie heißt Hilkka und ist sieben Jahre alt. Wir waren gesunde Kinder, aber während des Krieges haben wir viel gelitten. Hier kann man keine Kleider, keine Schuhe, nicht das Geringste kaufen, und die Lebensmittel sind fast alle rationiert.
Ich habe keine Mutter und keinen Vater. Meine Mutter starb im letzten Winter, nachdem sie einige Monate krank zu Bett gelegen hatte. Meine Schwester Hilkka möchte auch gern schreiben, aber ihre Schrift ist schlecht und ganz unleserlich. Wir haben hier keinen Postboten mehr. Jetzt will ich schließen. Grüße Deine Brüder, Deine Schwester und Deine Eltern von mir.

•

Ma marraine cherie! Je vous remercie de votre lettre et la photographie qui m'a fait tant plaisir. Je vous envoie ici ma petite lettre et mon dessin. Je me porte bien. L'hiver est venu, et mes skis glissent bien, et je descends la colline en traîneau. Je vais volontiers à l'école, et le temps passe vite.
Bien des baisers de votre . *Pirjo*

•

Ich könnte wohl niemals in die Schweiz reisen, dazu bin ich viel zu verlegen und schüchtern, aber es erwärmt mein Herz schon der Gedanke allein, daß es auf dieser bösen Welt einen so gütigen Menschen gibt, der für ein ihm unbekanntes armes Mädchen so viel Gutes tun konnte. Meine Phantasie bekam neue Nahrung und führte mich wer weiß wohin.
Ich fürchte nur sehr, daß Sie, liebe Patin, eine viel zu gute Meinung von meinem Fleiß haben. In Wahrheit bin ich ein schrecklicher Bücherwurm. Ich möchte immer viel lieber lesen als etwas Nützliches tun. Zuweilen fesseln mich die Gegebenheiten eines Buches so sehr, daß ich nichts höre und nichts sehe, wie meine Mutter sagt. Aus diesem Grunde ging es mir auch gestern schlecht. Ich hatte Weihnachten zu Ehren die Erlaubnis bekommen, Feinbrot zu backen. Nachdem ich es glücklich in den Ofen geschoben hatte, wollte ich so schrecklich gern wissen, wie es Wang Lung im Osten weiterhin ging. Und da saß ich mit der Nase im Buch, bis Mutter nach Hause kam und mich zur Besinnung rief und den brenzligen Geruch schnupperte. Von schlechten Ahnungen erfüllt, öffnete ich die Ofentüre und fand sie bestätigt. Mit gebrochenem Herzen und schlechtem Gewissen mußte ich die verkohlten Reste meines Kunstwerks in den Abfalleimer werfen. Um solche Unglücksfälle weiter zu vermeiden, hat meine Mutter das Ausleihen in der Bibliothek auf ein Buch per Woche beschränkt.
Ach, wie zieht sich mein Brief in die Länge. Dies war mein letzter Punkt. Ich wünsche Ihnen ein glückliches neues Jahr!

•

Einzel-Lose Fr. 5.—, Serien zu 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluß Fr. 50.— (zwei sichere Treffer), erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600

Welch' zierliches Dessin, belebt durch den Hauch zarter Spitzen, apart und vollendet im Schnitt! Dieses jüngste YALA-Nachthemd aus getupftem YALA-Fixcolor-Trikot ist, wie alle übrigen YALA-Modelle, in den meisten guten Geschäften erhältlich.

Fabrikanten: JAKOB LAIB & CO., AMRISWIL

Im Zentrum des
Pariser-Gesandtschaft Quartiers
in

Paris

HOTEL LVTETIA

43, Bd RASPAIL, PARIS (6e)
Telegram. adr. LUTETIAOTEL-PARIS

das grösste Hotel am linken Seine-Ufer

EINLADUNG

Zur Feier des 40jährigen Bestehens unserer Firma ließen wir im Herbst 1945 ein «Jubiläums-Vademecum» erscheinen. Dieses mit 72 Federzeichnungen und Holzschnitten reich illustrierte Werk schildert die Entwicklungsgeschichte der Chronometrie, der wasserdichten und der automatischen Uhr.

Die erste Auflage dieses «Vademecums» war in kürzester Zeit vergriffen. Wir haben eine zweite, größere Auflage drucken lassen. Wenn Sie sich für diese Schrift interessieren, laden wir Sie ein, ein Exemplar von uns zu verlangen. Teilen Sie uns bitte die gewünschte Sprache mit:
deutsch - französisch - englisch - spanisch.

ROLEX

MONTRES ROLEX S.A. GENÈVE 10
18 rue du Marché

G. LABITZKE ERBEN

Labitzke Farben

LACKE DRUCKFARBEN

ZÜRICH-
ALTSTETTEN

EINE STUNDE

Ein Frauenbrief aus dem Rußland des ersten Weltkrieges, von Panteleimon Romanoff

Meine liebe Käthe! Ich will Dir von etwas Sonderbarem berichten, das mir zugestoßen ist. Du bist erfahren in Liebessachen, und es scheint mir, daß ich gerade Dir darüber schreiben müsse.

Ich bin gegenwärtig in Moskau, allein in einem Hotelzimmer. Es ist zwei Uhr nachts, und ich sitze wie ein richtiger Backfisch nur in Nachthemd und Strümpfen und schreibe Dir diesen Brief.

Zum erstenmal während des Krieges, und das heißt, während meines ganzen Ehelebens, bin ich allein fort von zu Hause. Es ist schon die zweite Woche, daß mein Mann eine böse Bronchitis hat, und mein Onkel brauchte wichtige Informationen. Aber was vielleicht ausschlaggebend war — ich wollte in Moskau die gehobene Stimmung gewahr werden, die durch den Krieg hervorgerufen worden ist ... Du weißt, wie ich meinen Mann liebe, Du kennst mein — relativ ruhiges — Temperament und wirst keinen Verdacht haben, daß ich auf Abenteuer ausging. Und doch trotz allem geschah ... nein, *konnte* geschehen das Schrecklichste und das Unsinnigste, vor dem jede Frau Angst haben sollte, die ihren Mann und ihre Kinder innig liebt.

Dabei ist mir in der ganzen Sache etwas unklar ... Vielleicht könntest Du mir sagen, ob andere Frauen Aehnliches erleben oder nicht. Ich fühle, daß ich an etwas Neues herangetreten bin, das meine Ansichten über die Liebe ganz verwirrt hat.

Ich kam heute morgen nach Moskau und fand nur mit Mühe ein Zimmer in einem mittelmäßigen Hotel. Nachdem ich meine Geschäfte erledigt hatte, besuchte ich eine Ausstellung und machte Einkäufe. Und da fühlte ich, daß diese Anhäufung von Menschen und das beschleunigte Tempo des Großstadtlebens eine ganz besondere Stimmung schafften. Ich fühlte, daß auch in mir ein Feuerlein der Ungeduld entbrannte, ein Verlangen nach dem Gedränge im Theater, wo Menschen, die du nicht kennst und die dich nicht kennen, neben dir sitzen.

Der Betrieb auf den Straßen, die Fahnen der Rotkreuzspitäler, die Automobile mit Verwundeten, die Zeitungen mit den Nachrichten über die neuen beängstigenden Erfolge des Feindes und die Vorahnung einer Katastrophe, eines Unterganges, schufen eine merkwürdige Gemütsverfassung ... die jedoch am wenigsten der Angst für das liebe «Ich», für die Armee und für das Vaterland gleicht ...

Ich kann Dir nicht sagen, was ich fühlte, aber ich hatte den Eindruck — wie offenbar auch viele andere —, daß die schützenden Wände des Lebens auseinandergerissen waren, und daß dir niemand nachschaut. Niemand paßte auf das persönliche Leben eines anderen auf, und daher wurde vieles möglich, was früher nicht zulässig war. Bei vielen macht sich fast eine sonderbare Angst bemerkbar, die Möglichkeit neuer Empfindungen nicht auszunützen in dieser ungewohnten Freiheit.

Sonst liebe ich Einsamkeit und Stille, aber als ich jetzt mein Hotelzimmer wieder betrat, fühlte ich eine schreckliche, fast unerträgliche Leere. Ich hatte das Bedürfnis, irgendwohin zu gehen, den Blicken von Menschen zu begegnen und ihre Berührung zu fühlen.

Ich holte ein Bild meines Mannes und der Kinder hervor und stellte es auf den Tisch. Aber meine Gedanken und die ganze Stimmung waren derart, daß ich es wieder wegräumte und beschloß, ins Theater zu telephonieren wegen einer Eintrittskarte. Und hier beginnt eben das Wichtigste. Jetzt presse ich die Hände zusammen und danke Gott, der mich vor dem bewahrt hat, was leichtsinnigen Frauen widerfährt. Und anderseits erlebte ich etwas, was ich vordem nie gekannt und nie gefühlt hatte.

Bei der Telephonkabine stand ein Offizier. Eine Zigarette rauchend, wartete er, bis die Reihe an ihn kommen sollte. Ich merkte, daß er eine schöne Stirn hatte, einen schmalen Ring am Finger und eine frische Narbe am Hals: offenbar war er verwundet gewesen. Diese Narbe war für mich etwas Neues und Aufregendes. Ich weiß nicht, ob Du es begreifen wirst: es rührte mich, daß der Mann verwundet war, und der Gedanke, daß mein Gatte keine Wunde und nur eine Bronchitis hatte, war mir irgendwie unangenehm.

Ich schaute den Offizier an und war so in Gedanken versunken, daß mir das Unziemliche meines Betragens erst dann zum Bewußtsein kam, als ich seinen Blick auf mich gerichtet sah.

Die Telephonkabine wurde frei; der Offizier verneigte sich vor mir und bat mich, sie zu benützen — er habe keine Eile. Ich dankte und betrat die Kabine. Aber keine Theaterkasse war zu erreichen. — «Schreckliche Unordnung!» sagte ich im Weggehen. Der Offizier stimmte zu, und da ich meine Worte an ihn gerichtet hatte, ging er neben mir her.

«Wollten Sie nicht telephonieren?» fragte ich lächelnd.

Er antwortete, daß er sich anders besonnen habe. Wir gingen den Korridor entlang und sprachen über die letzten Ereignisse. Er erwähnte, daß er mit dem Nachtzug an die Front müsse, gerade dorthin, wo die Lage besonders ernst war. Der Gedanke durchzuckte mich, daß ich vielleicht die letzte Frau war, mit der er sprach, und daß in wenigen Tagen seine Leiche irgendwo im Schnee des weiten Polenlandes liegen werde. Ich stellte es mir so lebhaft vor, daß ich erschauerte. Er fragte mich, ob ich friere. Ich antwortete, daß es in meinem Zimmer tatsächlich recht kühl sei.

Wenn sich die Türe irgendeines Zimmers öffnete, schauten wir beide unwillkürlich hinein, als ob wir uns dafür interessierten, was hinter diesen meist verschlossenen Türen geschehe. In diesem Interesse war wieder das Gefühl der geheimen Neugierde, die im früheren normalen Leben verwerflich gewesen wäre.

Zum erstenmal sprach ich in einem Hotel mit einem unbekannten Mann, und zu meinem Erstaunen fand ich darin nichts Unerlaubtes. Im Gegenteil, das Ungewohnte dieser Bekanntschaft regte mich irgendwie an. Als wir zur Tür seines Zimmers kamen, sagte er: «Schauen Sie, in welcher Kälte ich hier hause!»

Er öffnete die Tür. Ich trat ein. Der Gedanke, daß ich zu diesem mir unbekannten Menschen so zutraulich sein konnte, war mir angenehm. Es herrschte im Zimmer wirklich große Kälte. Dann gingen wir hinaus. — Er begleitete mich bis zu meinem Zimmer und faßte mich unter den Arm. Ich fühlte, daß er ein Recht darauf habe. Im Gehen unterhielten wir uns wie alte Bekannte.

Als wir an meine Türe kamen, schien es mir nicht recht, ihn nicht einzuladen. An meiner Stelle hättest Du sicher dasselbe getan.

Ich zeigte ihm die Photographien meines Mannes und der Kinder. Dabei standen wir so nahe nebeneinander, daß unsere Schultern sich berührten. Ich weiß nicht, ob diese Berührung seinerseits beabsichtigt war oder nicht. Vielleicht war es mein Fehler, daß ich mich nicht dagegen wehrte, aber ich wollte nicht die sonderbare kameradschaftliche Einfachheit zerstören, die für mich neu und unerklärlich anziehend war.

Wir setzten uns auf das Kanapee. Ich hüllte mich in meinen Pelzmantel. Der Mann fror ebenfalls; ich besaß jedoch nur einen Mantel, und es blieb mir nichts anderes übrig, als auch ihn mit dem Mantel zu umhüllen. Ich saß mit ihm so, wie in alten Zeiten mit Dir an kühlen Tagen in unserem Eckzimmer zu Hause — weißt Du noch? umwickelt von einem Tuch auf dem großen Diwan. Und es rührte mich, daß das auch jetzt möglich war, obwohl mein Partner ein mir ganz unbekannter Mann war.

Ich will nicht lügen und behaupten, daß ich ihm gegenüber nur ein freundschaftliches Gefühl hatte wie zu Dir. Aber Du wirst Dich sehr irren, wenn Du in mir das Erwachen eines groben Begehrens vermuten würdest. Und doch empfand ich viel mehr, als Du ahnen kannst. Ohne diesen «zufälligen» Mann zu lieben, erlebte ich eine große Seligkeit bei jeder seiner Berührungen, eine Art halbgeistigen Genuß von dieser ungewohnten Nähe. Eine so wunderbare Freude hatte ich vordem nie erlebt.

Woher kam das? Vielleicht ... verzeihe mir eine Abschweifung. Wir alle, sogar die Scheuesten unter uns, sehnen uns nach der Vereinigung mit einem Mann — wieder nicht im primitiven Sinn. Aber sogar in ihren unschuldigsten und reinsten Aeußerungen ist diese Vereinigung verboten, weil weder die Gesellschaft noch dein Gatte solche Annäherung an einen anderen Mann billigen würde. Und doch brauchen wir das, weil unsere Frauenseele an *einen* Mann — den Gatten — gebunden, sich an ihn gewöhnt; sie hört auf, ihn intensiv aufzunehmen und — zu blühen. Und unabänderlich erscheint auf dem Gesicht der Frau immer schärfer der Abdruck des Alltages. Hier, in einer Stunde, kam mir ein vollkommen fremder Mann auf einmal so nahe wie — fast wage ich es nicht auszusprechen. Nein, sogar näher als mein Mann, denn auch seine Empfindungen waren stärker und feiner, wie geschärft durch diese «unerlaubte und verbrecherische» Schnelligkeit der Annäherung. Und ohne zu lieben, empfand ich diese merkwürdige Seligkeit ...

Ich sage: «ohne zu lieben», aber was für ein Recht habe ich, das zu sagen? Aus alter Gewohnheit und aus Angst, meine wahren Gefühle zu verraten, konnte ich mich nicht entschließen, dieses Glücksgefühl als «Liebe» zu bezeichnen. Und doch ist es vielleicht gerade «das Wahre», wie die Inspiration bei einem Künstler. Daher kommt es mir vor, daß die Tugend oft nichts anderes ist, als eine Verheimlichung dessen, was wir erleben, vor uns selber und vor anderen ...

Du wirst vielleicht sagen, daß diese meine Gedanken nichts Neues sind, daß auf diese Weise alle die Frauen leben, die wir verurteilen. Aber das ist doch etwas ganz anderes: sie leben auf eine vereinfachte Art. Sie steuern direkt auf das Endziel — und das ist nicht dasselbe ...

Selbstverständlich spreche ich hier nur für mich und nicht für ihn. Seine Gefühle waren vielleicht nicht so platonisch und ideal. Aber die Frau kann immer die Dinge nach ihrem Wunsch lenken. Mir zu Hilfe kam auch der Umstand, daß wir nur über eine einzige Stunde verfügten, denn er mußte mit dem Nachtzug an die Front.

Ich sagte ihm: «Wollen wir uns so verhalten, daß wir nur die besten Erinnerungen an unser Beisammensein bewahren; wir wollen es später nicht bereuen, daß wir leichtsinnig und grob unsere wunderbare Begegnung verdorben haben. Fühlen Sie nicht auch, daß es den ganzen Ton unserer Nähe zueinander verändern würde?»

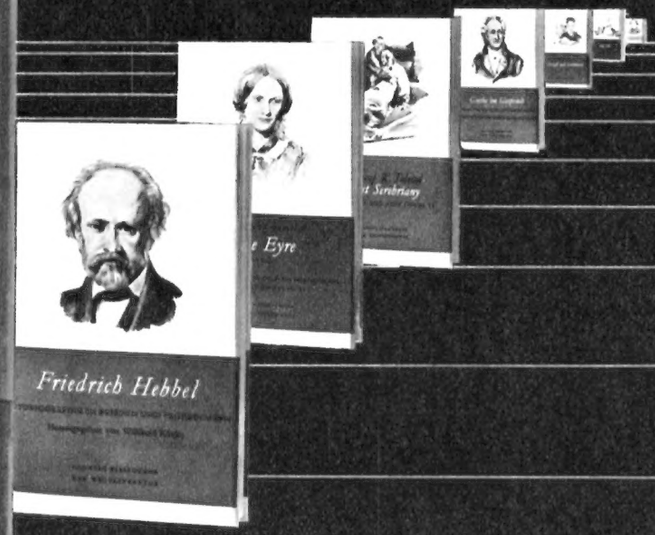
Er begriff mich augenblicklich, wurde ganz anders, und ich — glücklich darüber — rückte vertrauensvoll näher an ihn in die Wärme des Mantels und seiner Schulter.

Wir legten eine Uhr auf den Tisch und schauten, wie der Augenblick der Trennung nahte. Wir fragten einander nicht nach unseren Namen. Hätte das eine Bedeutung haben können? Dann nahmen wir Abschied voneinander. Das war ein langer Kuß. Nachher ging er ...

Das ist alles. Ich bin jetzt allein mit meinem Glück. Ja, Glück! Ich habe mich nicht versprochen. Jetzt brauche ich nichts und niemanden. Mein Herz ist voll bis an den Rand. Jetzt werde ich allein auf dem Kanapee sitzenbleiben, in meinen Pelzmantel gehüllt, und diese wunderbare Begegnung noch einmal durchleben. Und weißt Du — ich danke so innig dem Schicksal, daß uns nur eine Stunde zur Verfügung stand. Sonst ... wer würde sonst dafür bürgen, daß es ein so gutes Ende genommen hätte? ... Und dann hätte ich Dir sicher keinen Brief geschrieben.

Aus dem Russischen übersetzt von N. Oe.

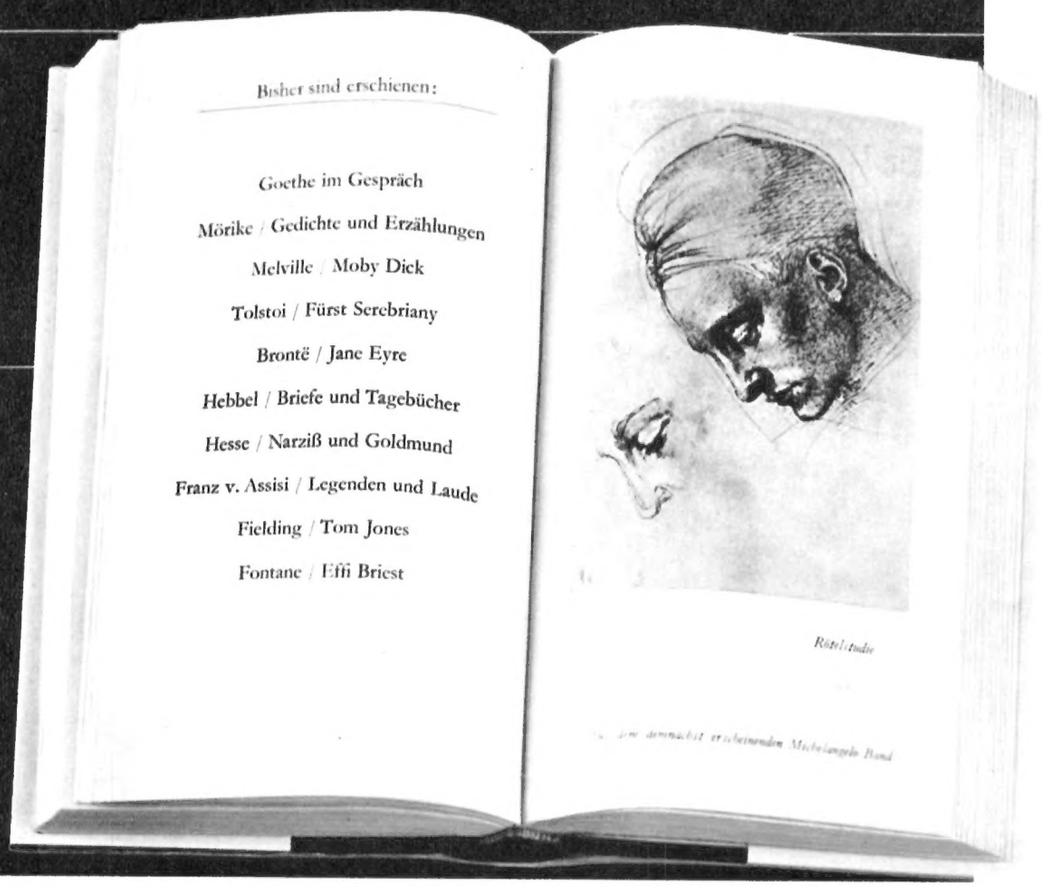
MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR

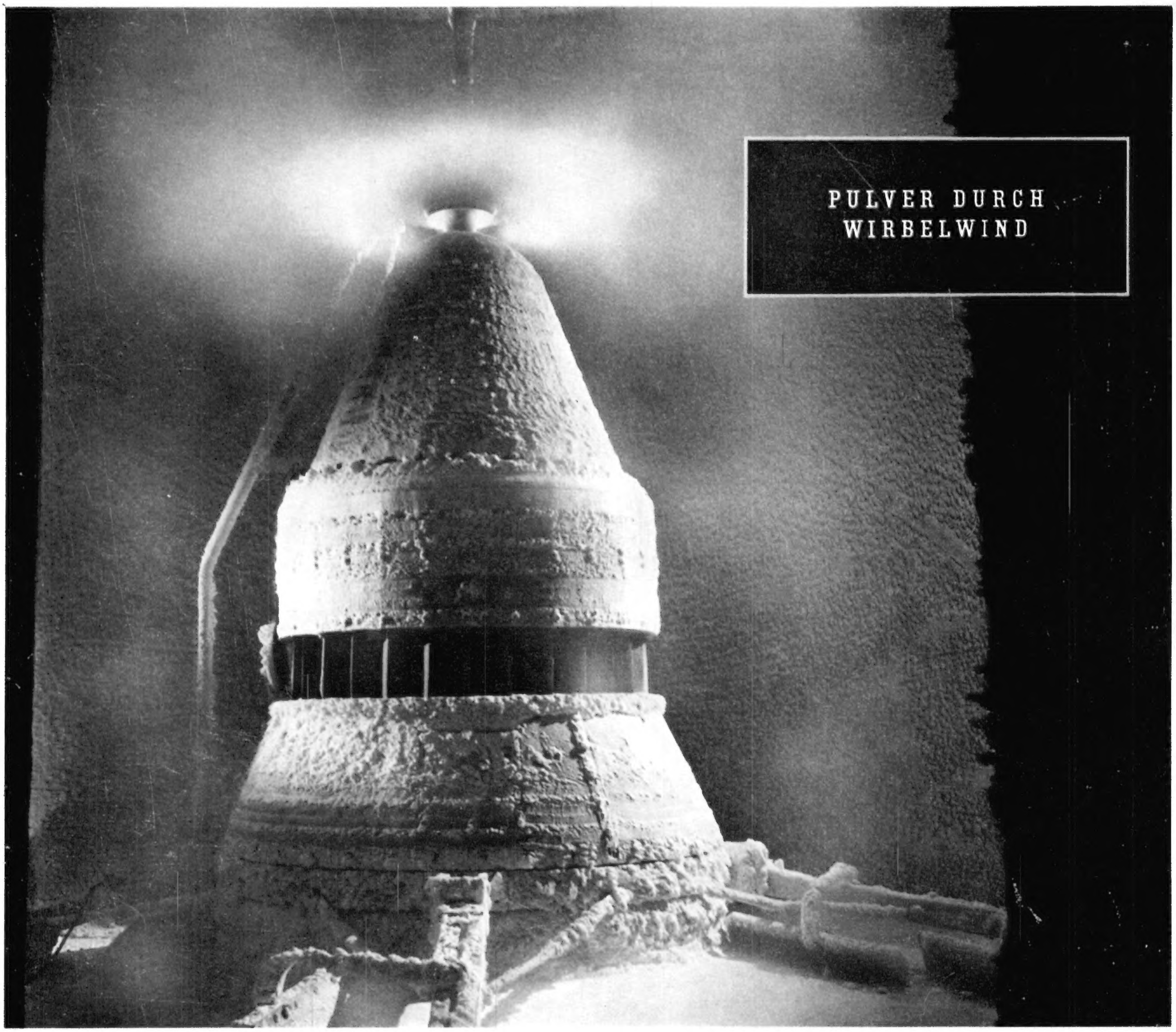


DÜNNDRUCKAUSGABEN

EINFACHER BAND: FR. 6.60

DOPPELBAND: FR. 9.90



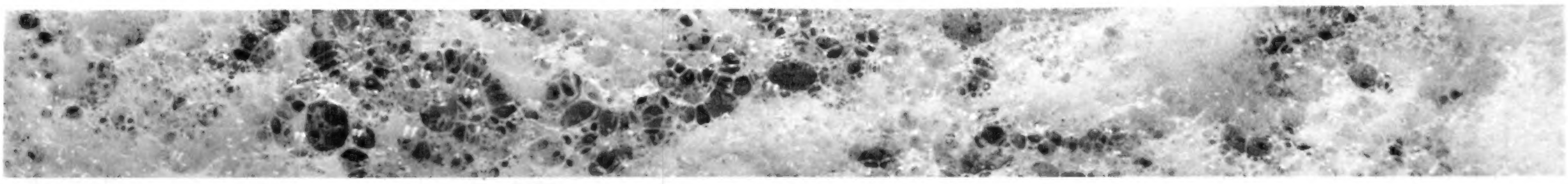


Früher wurden die Waschpulver hauptsächlich so hergestellt, daß man die Gemische von Seife, Soda und anderen Chemikalien in schnellaufenden Mühlen verarbeitete. Heute pulverisiert man Seifen und seifenhaltige Waschmittel am einfachsten und wirtschaftlichsten, indem man sie im sogenannten Sprühturm zerstäubt. Dieser Sprühturm hat eindrucksvolle Ausmaße: einen Durchmesser von etwa 5 Meter und je nach dem Zerstäubungsprinzip eine Höhe von 5—15 Meter. Im Innern des Turmes steht die eigentliche Zerstäubungsapparatur.

Starke Pumpen pressen die flüssige, heiße Seife auf die Zerstäuberscheibe. Diese Scheibe rotiert mit einer Geschwindigkeit von 5000 bis 6000 Touren pro Minute und schleudert die Seifenflüssigkeit durch Düsen auf einen von unten und tangential eingeführten Luftstrom, der sie in einen Nebel von winzigen Tröpfchen zerreißt. Ein Liter Flüssigkeit erhält dadurch eine Oberfläche bis zu 300 m², so daß der Wasseranteil augenblicklich verdunstet. Das trockene Pulver fällt fertig auf den Boden des Sprühturms und wird durch rotierende «Räumer» kontinuierlich weggeschafft.

Wird reine Seife zerstäubt, so wärmt man den Luftstrom vor. Waschpulver kann im kalten Luftstrom zerstäubt werden, da heiße Seife-Soda-Mischungen beim Abkühlen erstarren, ohne nennenswert Wasser abzugeben.

Mit dieser neuzeitlichen Zerstäubungsanlage bereiten wir ein leicht lösliches und lockeres Pulver von bisher unerreichter Vollkommenheit.

FRIEDRICH
STEINFELS
ZÜRICH

DER GRÖSSTE
SEIFENPRODUZENT
DER SCHWEIZ